



Kendall Kane

BRASADA

Western

Kendall Kane
Brasada

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2009 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Viele der hier beschriebenen Personen haben tatsächlich gelebt.

Unzählige dieser Begebenheiten sind historisch verbürgt, wenn auch nicht immer in der erzählten Reihenfolge, der Rest entstammt der Phantasie des Autors.

Hier wird der Versuch gemacht, in kurzen, teilweise recht drastischen Worten das wahre Leben jener Männer zu schildern, die in einem harten Land eine harte Arbeit zu verrichten hatten.

»Gewöhnliche, alltägliche Menschen wie du und ich, nur mit krummen Beinen - das sind Cowboys«

Drei gegen Texas

Es ist Ende Februar, als Ben Allison über die Postkut-schenbrücke vom Mud-Creek her nach Abilene kommt. Das hektische Viehgeschäft ist seit November zu Ende und die neue Saison beginnt erst in acht Wochen. Deshalb sind die Gehsteige der Texas-Street jetzt wie leer gefegt.

Wie ausgestorben liegen die Saloons, Tanzbuden und Spielhallen vor dem Reiter, ja, man kann sagen, die ganze Stadt wirkt irgendwie verlassen und trostlos.

Ein kalter Wind weht Staub durch die Straßen, als der Reiter schließlich sein Pferd vor dem Alamo-Saloon zügelt. Dieser Wind ist der letzte Versuch eines überaus langen und harten Winters, das Land doch noch einmal in seinen eisigen Würgegriff zu bekommen.

Steifbeinig rutscht Allison aus dem Sattel. Er ist hager wie ein hungriger Wolf, aber dennoch sind seine Bewegungen so geschmeidig wie die einer Raubkatze. Sein weißblondes Haar ist an den Schläfen grau und seine Augen glitzern so kalt wie Eis. Bevor er den Saloon betritt, lockert er den Colt in seinem tief ausgeschnittenen Halfter.

Niemand beachtet den Mann, als er durch den Schankraum schreitet.

Er tritt an die Theke, bestellt einen Whisky und legt ein paar Münzen auf die Platte. Ein rothaariger Barkeeper stellt ihm ein halb gefülltes Glas auf den Tresen, und während sich Allison prüfend umdreht und an dem Glas nippt, stellt er fest, dass dieser Rotaugen-Whiskey einen verdammt hohen Anteil an Flusswasser besitzt. Sein Blick fällt danach auf einen dunkelhaarigen Mann, der an einem Tisch am Fenster sitzt.

Vor ihm ist ein Stapel mit Münzen aufgetürmt. Dieser Mann spielt mit sich selber eine Partie Solitaire.

Plötzlich hebt der Spieler seinen Kopf und blickt genau in Ben Allisons Augen hinein.

Sein Gesicht wird zuerst bleich wie eine Wachsmaske, dann zuckt er wie von einem Peitschenhieb getroffen zusammen. Mit einem wilden Fluch auf den Lippen springt er auf.

Der Stuhl hinter ihm fällt um und es wird augenblicklich still in dem Raum.

Die anderen Gäste rücken erschrocken mit ihren Stühlen zurück und rennen nach allen Seiten auseinander, um aus der Schussbahn zu kommen.

Denn für alle ist jetzt klar, dass hier ein Mann gekommen ist, der vor diesem Tisch das Ende seiner Fährte erreicht hat.

»Hallo Harper!«

»Was willst du?«, fragt der Spieler schrill.

»Kannst du dir das nicht denken?« Ben Allisons Stimme wird nicht lauter, aber sie bekommt einen Klang, der selbst die Hölle einfrieren lassen würde.

»Eigentlich möchte ich gerne eine Runde Black-Jack mit dir spielen, aber du wirst sicherlich wieder versuchen zu betrügen. Würdest du danach wohl auch auf mich schießen, wenn ich dich so wie mein Bruder des Falschspiels bezichtige?«

Allison scheint für einen Moment nachzudenken, aber dann schüttelt er seufzend den Kopf.

»Nein, ich glaube nicht. Denn im Gegensatz zu ihm bin ich ja bewaffnet.«

Mehr gibt es für Ben Allison nicht zu erklären.

Der Spieler hält plötzlich einen kleinen, vernickelten Taschenrevolver in der Hand und zielt damit auf ihn. Allison schießt, während er sich hart zu Boden fallen lässt.

Die Kugel des Spielers wischt seinen Hut zur Seite, während seine den Mann in die Brust trifft und ihn auf die Dielembretter des Fußbodens schleudert.

Während der Barkeeper bleich wie eine Kalkwand wieder hinter der Theke auftaucht, verlässt Allison den Saloon. Draußen, am Vorbau, nimmt er eine Schiefertafel vom Haken, auf der etwas von Steak und Bohnen steht, und hängt stattdessen ein Steckbrief daran, der den Kopf des Spielers zeigt.

Als er dann aus der Stadt reitet, hält ihn niemand auf.

Aber wer sollte es auch?

In Abilene gibt es zurzeit nicht einmal einen Marshal. Wild Bill Hickok tritt dieses Amt nämlich erst am 8. Mai an.

Es regnet, nicht besonders stark aber stetig.

Es ist jene Art von Dauerregen, der jedes Frühjahr die Ebenen im Mittelwesten aufweicht und die von der Schneeschmelze angeschwollenen Flüsse zum Überlaufen bringt.

Ben Allison hat sein Nachtlager in einer alten Büffelsuhle aufgeschlagen. Er hat die Zweige eines kümmerlichen Dornenbuschs, seine Satteldecke und den Ölhautmantel dazu benutzt, um eine provisorische Unterkunft zu bauen, die ihn halbwegs vor dem Regen schützt.

Bei Sonnenuntergang bringt er ein Feuer in Gang, stellt eine verbeulte Kanne auf den Dreifuß und beginnt in einer Pfanne ein paar Scheiben von dem Speck anzubraten, welchen er in seinen Satteltaschen mit sich führt. Wenig später zieht der Duft von Kaffee und gebratenem Speck in die Nacht hinaus.

Das ist auch der Grund, weshalb er nun Gesellschaft bekommt.

Dazu muss man wissen, dass William Baker fast sieben Fuß groß ist und gut zweihundertvierzig Pfund Lebendgewicht auf die Waage bringt. Dieser Baum von einem Kerl, man nennt ihn nicht umsonst Big Bill, hat seit drei Tagen nichts mehr gegessen außer einem Stück Pemmikan von der Größe einer Gürtelschnalle. Deshalb ist es kein Wunder, dass er, angelockt von den Düften dieser herzhaften Mahlzeit, wie ein Verrückter auf Bens Lager zu galoppiert.

»Ho Feuer!«, ruft er schon von Weitem. »Ist noch etwas Kaffee da für jemanden, der die Futterstrecke reitet?«

»Sicher!«, entgegnet Allison, dennoch nimmt er instinktiv die Sicherungsschleife vom Abzug seines Single Action Colts.

Als Baker ans Feuer kommt, genießt er zunächst einmal den Speckduft in seiner Nase. Erst dann blickt er sich suchend um.

»Wo, zur Hölle, hast du das trockene Holz her?«

»Kein Holz«, erklärt Ben Allison. »Büffelscheiße, der beste Brennstoff, den es gibt. Das Zeug wird niemals so nass, das man damit nicht ein Feuer in Gang bringen kann. Aber jetzt hock dich hin und iss, das Ganze wird langsam kalt.«

Während sie dann das Abendessen einnehmen, Ben isst eine Scheibe von dem Speck, Big Bill fast ein ganzes Pfund,

machen sie sich näher bekannt. Dabei erfährt Allison, dass Baker schon seit über vier Monaten Grubline reitet. Davon hat er jetzt allerdings die Nase voll und will deshalb sein Glück nun in den Silberminenstädten von Colorado versuchen.

»Und was machst du hier draußen?«, fragt Big Bill abschließend, während er den letzten Speck mit einem Schluck Kaffee hinunterspült.

»Ich hatte in Abilene etwas zu erledigen und will mich jetzt im Panhandle nach einer Ranch umsehen. Ein Mann in meinem Alter sollte so langsam wissen, wo sein Bett steht.“

»Das würde ich auch lieber tun, anstatt in Colorado im Auftrag fremder Leute im Dreck zu wühlen. Aber um eine Ranch zu gründen, braucht man eine verdammt große Menge an grünen Scheinchen. Für meine zweiundsechzig Cent würde ich wahrscheinlich nicht einmal genügend Erde bekommen, um mir damit meine rechte Hosentasche vollstopfen zu können.«

»Das ist ein Irrtum«, behauptet Allison. »Das Einzige, was du brauchst, sind ein oder zwei Partner, die mit anpacken können und 14 Dollar für die Eintragungsgebühr einer Heimstattparzelle. Dann suchst du dir in der Brasada ein Gebiet aus, in dem besonders viele Brush-Rinder leben und wenn du nicht gerade auf der faulen Haut liegst, hast du innerhalb eines Jahres mindestens einhundert Tiere als Grundstock für eine Ranch beisammen.«

»Aber die Rinder gehören doch bestimmt jemanden.«

Ben schüttelt den Kopf. »Das sind Wildrinder. Sie gehören dem, auf dessen Heimstätte sie stehen und drum herum demjenigen, der das längste Lasso besitzt.«

Big Bill ist von dieser Idee anscheinend immer noch nicht

überzeugt. Nachdenklich verzieht er das Gesicht und wiegt skeptisch den Kopf hin und her.

»Wenn das so einfach ist, warum macht es dann eigentlich nicht jeder, bevor er Grubline reitet?«

»Weil Onkel Sam die Heimstätte gegen deine 14 Dollar wettet, dass du es nicht fertigbringst, fünf Jahre auf dem Land zu bleiben, ohne zu verrecken. Außerdem gibt es da unten Indianer und jede Menge weißes Gesindel, das dich in einer einzigen Nacht um die Arbeit mehrerer Jahre bringen kann. Zudem ist das Leben in der Brasada nicht unbedingt ein Zuckerschlecken, man benötigt also schon ein oder zwei Partner, die einem den Rücken frei halten, denn ...«

Plötzlich verstummt Ben Allison. Nachdenklich mustert er Bill Baker, dessen Blick fest und klar ist. Allison bildet sich ein, mit seinen neununddreißig Jahren eine gewisse Menschenkenntnis zu besitzen. Er hat den Krieg überlebt, war Frachtwagenfahrer, Town-Marshall in einem texanischen Grenzkauf und erster Vormann auf Goodnights Ranch.

Dieser Mann da vor ihm ist seiner Meinung nach trotz der riesenhaften und Furcht einflößenden Gestalt eine total ehrliche Haut und wahrscheinlich trägt er den Stolz von einem halben Dutzend Männer in sich. Deshalb zögert er auch nicht mehr lange, um ihm sein Angebot zu unterbreiten.

»Was hattest du von der Idee mitzukommen?«

Dann folgt eine Pause, bevor er das nächste Wort ausspricht.

»Partner!«

Am vierten Tag ihrer Partnerschaft überqueren sie im Niemandsland den Beaver-Creek.

Sie kommen nur mühsam voran.

Es hat zwar endlich aufgehört zu regnen, aber es haben sich fast überall im Land riesige Pfützen gebildet. Schlamm spritzt bis zum Sattel hoch, wenn die Tiere mit jedem Tritt beinahe knöcheltief im Morast einsinken. Als sie den Kamm des nächsten Hügels erreicht haben, hören sie das Krachen der Schüsse zum ersten Mal. Allison und Baker zügeln ihre Pferde und spähen in die unter ihnen liegende, lang gezogene Talsenke hinein.

Dort kämpft ein einzelner Reiter gegen ein halbes Dutzend schreiender und schießender Comanchen. Dieses Verhältnis gefällt keinem der beiden.

Sie nehmen ihre Gewehre hoch, treiben die Pferde an und eröffnen das Feuer.

Als Ben Allison mit seinem ersten Schuss einen Comanchen aus dem Sattel holt, weiß er bereits, dass er dort unten den nächsten Sattelpartner antreffen wird.

Warum das so ist, kann er sich zwar im Moment nicht erklären, aber irgendwie spürt er, dass das Schicksal sie dazu auserwählt hat, dort unten in der Brasada gewisse Dinge in Gang zu bringen.

Der Name des schwarzhaarigen, sehnigen Reiters, der soeben den zweiten Indianer aus dem Sattel schießt, ist Lee Marlowe.

Er ist ein ehemaliger Armeescout, ein Büffeljäger und Revolverheld.

Aber das wird Ben Allison noch früh genug erfahren, denn Lee Marlowe wird tatsächlich der dritte Mann im Bunde, der es wagen wird, es mit Texas und der Brasada

aufzunehmen.

Die Ranch der toten Männer

Die drei Reiter lenken ihre Pferde schweigend durch die Ausläufer des Bergmassivs.

Unterdessen hat die Sonne ihren höchsten Stand erreicht und schleudert ihre Hitze mit unbarmherziger Gewalt auf das ausgetrocknete Land. Der heiße Wind, der von Südosten aus den Staked Plains kommt, weht den Männern wie der Gluthauch der Hölle entgegen. Außer ein paar Sandfliegen, die sich hier und da über magerem Buschwerk zu wild umherzuckenden Gebilden zusammengeballt haben, scheint es kein Leben in dem sonnenverbrannten Land zu geben.

Ben Allison ist der Erste, der sein Pferd neben einer Gruppe weit ausladender Cottonwoods zügelt. Er ist ein großer, ruhiger Mann mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Sein Gesicht wird beherrscht von ernsten, wasserblauen Augen, einer eckigen Stirn und einem Kinn, das unduldsame Härte verrät. In seinem breiten Gürtel aus dunklem Büffelleder steckt ein Colt Single Action Kaliber 45 und ein beinahe unterarmlanges Bowiemesser.

»Ich denke, der Platz ist okay«, sagt er zu seinen beiden Kameraden. »Schätze mal, wir schlagen unser Lager für heute hier auf. Es macht keinen Sinn, weiter in der größten Hitze herumzureiten.«

Big Bill Baker nickt. Er führt sein Pferd zu den Cotton-

woods und nimmt ihm den Sattel vom Rücken. Obwohl es sich dabei um einen schweren Eisenhornsattel handelt, hebt ihn Baker mit einer Hand scheinbar mühelos an. Der dunkelhaarige Lee Marlowe übergibt sein Pferd nun ebenfalls Baker, um nach Brennholz zu suchen.

Man nennt ihn nicht umsonst Big Bill, denkt Lee Marlowe, indessen er in dem Gestrüpp untertaucht.

Bill Baker ist knapp sieben Fuß groß, zweihundertvierzig Pfund schwer und seine Schultern sind so breit wie die eines Büffelbullen. Dennoch ist er nicht dick und behäbig, sondern ein krummbeiniges Muskelpaket, das sich mit der Geschmeidigkeit eines Pumas bewegt.

Marlowe schüttelt den Kopf. Er kann es immer noch nicht glauben, mit was für einer geradezu spielerischen Leichtigkeit Baker den Sattel von seinem Pferd genommen hat. »Verdammte Hitze!«, brummt Bill missgelaunt, als Marlowe im Unterholz verschwunden ist.

»Ich weiß gar nicht, was du willst«, erwidert Allison. »Du hättest damals in den Staked Plains mit Charles Goodnight und Oliver Loving dabei sein sollen. Die Hitze war unerträglich. Wir haben den Rindern die Halsschlagadern geöffnet und ihr Blut getrunken, um nicht zu verdursten.«

Nachdenklich entnimmt Bill Baker aus den Satteltaschen einige Dosen für das Mittagessen. Die Pferde schnauben nervös.

In diesem Moment kommt Lee Marlowe mit einem Armvoll Feuerholz wieder zum Lager zurück.

»Na endlich«, sagt Bill. »Ich dachte schon, ich müsste heute mein Mittagsschläfchen hungrig halten.«

»Immer noch besser, als an einem Comanchenpfeil zu sterben.«

»Indianer?«, fragt Baker erstaunt und starrt Marlowe aus großen Augen an.

»Kotsotekas!«, erwidert Lee. »Sie reiten etwa eine Meile von hier am Fluss entlang. Sieht nach Ärger aus.«

»Ach was«, sagt Bill. »Die gehören bestimmt zur Reservation, da mach dir mal keinen Kopf.«

Statt einer Antwort spuckt Lee Marlowe in den Staub und lässt das Brennholz einfach zu Boden fallen.

Er war lange Jahre Scout bei der Army und kennt sich deshalb mit den Indianern aus.

»Da muss ich dich leider enttäuschen, sie haben nämlich keine Squaws und Kinder dabei. Ich will verdammt sein, wenn das keinen Ärger bedeutet.«

Der Pfeil zischt aus dem Nichts heran.

Die scharf geschliffene Steinspitze reißt Big Bill das karierte Baumwollhemd auf und bohrt sich hinter ihm in den sandigen Boden.

»Indianer!«, schreit Allison und wirft sich zu Boden.

Vor ihm stürmen zwei Comanchen mit erhobenen Schädelbrechern aus dem Gebüsch.

Der hellblonde Texaner wartet, bis das Kriegsgeschrei der Indianer verhallt ist, dann zieht er, die Comanchen sind keine vier Schritte mehr von ihm entfernt, seinen Colt aus dem Halfter und jagt ihnen eine komplette Trommel entgegen. Das Gesicht des ersten Indianers verwandelt sich in eine blutig rote Ruine, der zweite taumelt einfach zur Seite weg.

Er lässt den Schädelbrecher fallen, torkelt noch ein, zwei

Schritte vorwärts und stürzt dann mit dem Gesicht voraus zu Boden.

»Verdammt«, flucht Allison und wischt sich den Schweiß von der Stirn. »Das war knapp.«

Während er sich mühsam aufrichtet, lädt er seinen Peacemaker nach und steckt ihn anschließend wieder in den Gürtel zurück.

Big Bill schluckt trocken.

»Und jetzt?«, fragt er. »Die anderen haben bestimmt die Schüsse gehört.«

»Das waren Späher«, erklärt Lee knapp. »Junge Burschen, die glaubten, leichte Beute machen zu können.«

Dennoch ist er der Erste, der sein Lager aufgibt, den Sattel hoch nimmt und nach seinem Pferd sieht.

»Ich glaube, du hast recht«, sagt Bill leise. »Wir sollten besser alle von hier verschwinden.«

Die Männer nicken sich zu, dann gehen sie schweigend zu den Pferden hinüber und reiten kurze Zeit später davon.

Zwei Stunden sind vergangen, als sie einen kleinen Creek erreichen. Auf der anderen Seite, oberhalb des kiesbedeckten Flussufers, steht die Ruine einer alten Adobelehmhütte. Das Dach ist weggebrochen und von den Wänden ist nur noch größtenteils die Vorderfront erhalten geblieben. Daneben steht ein runder, gemauerter Brunnen, auf dessen Rand ein zerzauster Zopilote sitzt, der die Männer argwöhnisch betrachtet. Als sie durch den Creek kommen, stößt der hässliche Vogel ein wütendes Krächzen aus und fliegt in den Nachmittags Himmel.

Gewiss bietet dieses jämmerliche Anwesen nicht besonders viel Deckung, aber etwas Besseres gibt es nicht in diesem Land, das nur aus nacktem Felsgestein und blattlosen, sonnenverbrannten Sträuchern zu bestehen scheint.

Sie lenken ihre Pferde auf die Hütte zu und steigen aus den Sätteln.

Ben Allison deutet nach Westen. »Wir bekommen Besuch.«

In der Ferne verharren die Comanchen auf ihren Pferden.

Scheußliche Kriegsbemalung glänzt auf ihren Gesichtern und den Oberkörpern, rot, ocker, schwarz und weiß. Auch ihre Ponys sind angemalt, Skalps baumeln vom Zaumzeug, Federn flattern im Wind und das Licht der Nachmittags-sonne bricht sich auf den Spitzen ihrer Lanzen.

Es ist ein prächtiges, wildes und heidnisches Bild. Aber wenn nicht bald ein Wunder geschieht, wird es für die drei Männer in wenigen Minuten das letzte Bild sein, das sie auf dieser Welt noch zu sehen bekommen.

Irgendetwas stimmt hier nicht, denkt Ben Allison, während er die Comanchen über den Lauf seines Gewehres hinweg beobachtet. Die Pferde der Indianer tänzeln nervös umher, manche der Kotsotekas schütteln wütend ihre Waffen, andere fuchteln mit ihren Händen wild in der Luft herum und reden aufgereggt durcheinander. Der Wind trägt ihm die abgehackten, bellenden Worte der Indianer zu und er wundert sich erneut, warum sie nicht angreifen.

Er wischt sich nervös mit dem Handrücken über das unrasierte Kinn und starrt zu Marlowe hinüber in der Hoff-

nung, von ihm eine Erklärung zu erhalten.

Genau in diesem Moment geschieht es.

Zuerst ist irgendwo hinter ihnen das dünne, wimmernde Angriffssignal einer Regimentstrompete zu hören. Als die Männer danach überrascht aufblicken, erkennen sie, wie sich kurz darauf ein Dutzend dunkelblaue Kavallerieuniformen aus dem aufgewirbelten Staub der Pferdehufe schälen.

Ja, es ist wahrhaftig ein Wunder, dass die Patrouille sie gefunden hat. Fort Elliott ist fast einhundertfünfzig Meilen von ihnen entfernt und die Soldaten haben ein Gebiet zu kontrollieren, das beinahe zwanzigtausend Quadratmeilen groß ist. Deshalb ist die Chance, in diesem menschenleeren Land auf Soldaten zu stoßen, beinahe so groß wie die eines Schneeballs, der, auf einer glühenden Herdplatte liegend, noch den nächsten Tag erleben will.

Big Bill beginnt fröhlich zu grinsen, während er auf die Comanchen deutet, die wütend davon reiten.

»Das nenne ich Glück«, sagt er.

Ben Allison atmet hörbar aus und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann sieht er, wie bei der Patrouille ein falkengesichtiger, eisgrauer Lieutenant aus dem Sattel gleitet und auf ihn zukommt.

»Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich über den Anblick eines Blaurocks so richtig freuen kann«, sagt Baker.

Der Lieutenant verzieht sein Gesicht zu etwas, das wohl die Andeutung eines Lächelns sein soll, und hebt seine rechte Hand an die Hutkrempe.

»Lieutenant Jack Tanner, G-Kompanie Fort Elliott, zurzeit auf Patrouille. Da habt ihr aber Glück gehabt, dass ihr noch

rechtzeitig die Todesranch erreichen konntet. An jedem anderen Ort in diesem Land hätten euch die Comanchen schon längst das Fell über die Ohren gezogen.«

»Todesranch?«, fragt Allison gedehnt und es ist ihm deutlich anzusehen, dass er etwas verwirrt ist.

»Yeah«, entgegnet Lieutenant Tanner. »Jetzt sagt bloß, ihr habt noch nie etwas von dieser Ranch gehört?«

Die drei Männer sehen sich fragend an und schütteln schließlich beinahe gleichzeitig die Köpfe.

»Vor ein paar Jahren hat hier ein irischer Dickschädel versucht, eine Ranch aufzubauen, mitten in den Jagdgründen der Comanchen«, beginnt Tanner zu erklären. »Die Indianer haben ihn beinahe jeden Tag überfallen. Am Schluss hat er nicht nur seine Frau sondern auch seine drei Söhne hier beerdigt und von den Indianern waren kaum genug Leute übrig geblieben, um ihrerseits die Toten zu begraben.«

»Und was hat das Ganze mit uns zu tun?«, will Lee Marlowe jetzt wissen.

Tanner lächelt. »Die Indianer nennen den Ort hier die Ranch der toten Männer. Sie betreten diese Gegend nur ungern, schlechte Medizin, wenn ihr versteht, was ich meine.«

Big Bill Baker beginnt nun schallend zu lachen.

Deutlich ist zu sehen, wie die Anspannung von ihm abfällt.

»Heiliger Rauch! Wollt ihr damit sagen, dass wir es nur ein paar Toten zu verdanken haben, dass wir noch am Leben sind?«

Der große Mann macht eine abwertende Handbewegung und will sich abwenden, als sich Ben Allison wieder zu Wort meldet.

»Ein guter Platz für eine Ranch.«

»Was sagst du?«

Nachdenklich betrachtet Allison das umliegende Land. Dann mustert er seine Sattelpartner, sein Blick ist dabei fest und ruhig.

»Ein guter Platz«, wiederholt er. »Was haltet ihr von der Idee?«

Lee Marlowe und Bill Baker blicken sich erstaunt an. Aber als sie in Allisons Gesicht sehen, beginnen sie nachzudenken. Schon bald haben sie sich eine Vorstellung darüber gemacht, wie dieses Land wohl aussehen könnte, wenn man es bearbeitet hat.

«Keine schlechte Idee«, befinden schließlich beide.

Noch während sie den abziehenden Soldaten nachblicken, beginnen alle drei eifrig, Pläne zu schmieden.

Zum Teufel mit O'Reilly

Big Bill Baker steht am Hauklotz auf dem Hof der kleinen Ranch, als von Süden her ein Einspanner auf ihn zurollt. In dem überdachten Columbus Buggy sitzt ein dicker Mann, der von drei Reitern begleitet wird. Bill schlägt die Axt in den Klotz und bleibt abwartend stehen.

Als die Männer den Hof erreicht haben, ist plötzlich ein ungutes Gefühl in Bill Baker.

Die Reiter sind abgerissene, raue Gestalten mit harten Gesichtern und kalten Augen. Das einzig Gepflegte an ihnen sind ihre Colts, die sie tief geschnallt an der Hüfte tragen.

Während der Dicke schnaufend aus dem Einspanner klet-

tert, bleiben die Reiter im Sattel. Dabei mustern sie wachsam ihre Umgebung.

Revolvermänner, denkt Bill verächtlich, während sich der Dicke vor ihm aufbaut. Dabei wischt er sich immer wieder mit einem karierten Taschentuch über das vor Schweiß glänzende Gesicht und schnauft, als wäre er den ganzen Weg hierher gelaufen und nicht mit dem Wagen gefahren.

»Mein Name ist O'Reilly«, sagt der Mann und mustert Bill mit einem verächtlichen Blick.

»Angus O'Reilly.«

»Was kann ich für Sie tun?«, entgegnet Big Bill knapp.

Allmählich steigt Ärger ob der verächtlichen Blicke in ihm auf.

»Der Mann, dem dieses Land einst gehörte, war mein Bruder, Jack O'Reilly. Er hat seinen Traum von einer eigenen Ranch mitsamt seiner Frau und seinen Söhnen hier begraben müssen. Die verdammten Indsman haben ihn zerbrochen.«

»Und?«

»Bevor er wieder in den Osten zurückgekehrt ist, hat er mir die Ranch überlassen. Also pack deinen Krempel ein und verschwinde, das Land gehört nämlich mir.«

Big Bill stemmt die Fäuste in die Hüften und in seinen Augen beginnt es zu blitzen. Wer den großen Mann kennt, weiß, dass es jetzt ungemütlich werden kann. Denn wo Big Bill mit seinen zweihundertvierzig Pfund Lebendgewicht hinschlägt, wächst zumindest in diesem Leben kein Gras mehr. O'Reilly scheint dies nicht zu beeindrucken, wahrscheinlich lässt das Wissen um die drei Revolvermänner an seiner Seite ihn für unbezwingbar halten.

»Von uns beiden verschwindet hier nur einer, und das

bist du«, knurrt Bill wütend.

Statt einer Antwort zieht O'Reilly ein Papier aus der Brusttasche und faltet es auseinander.

»Hier, eine notariell beglaubigte Abschrift über die Eintragungsgebühr von 14 Dollar für dieses Land. Das genügt wohl, oder? Also pack deine Sachen zusammen und verschwinde endlich, ich wiederhole mich nämlich nicht gerne.«

Einen Moment lang starren sich die Männer schweigend an.

Nur das Schnauben der Pferde und das Knarren von Sattelleder unterbricht die unheilvolle Stille.

Dann kommt ein anderes Geräusch hinzu.

Jemand spannt den Abzugshahn einer Waffe, es klingt als würde man eine Walnuss knacken. Die Männer blicken nach rechts und sehen, wie sich dort der Lauf eines Gewehres aus einem Stall schiebt, der eigentlich nichts anderes ist als ein halb in die Erde gegrabenes Loch, dessen Vorderfront aus Grassoden und Kistenbrettern besteht.

Gleichzeitig kommt von links aus einem Corral eine Stimme, die wie geborstenes Glas klingt.

»Macht nur keine Dummheiten Jungs, sonst bekommt ihr es von zwei Seiten gleichzeitig.«

Weil der Corral von einem hohen Dornenheckenzaun umgeben ist, bleibt der Sprecher unsichtbar.

Aber der Tonfall seiner Stimme genügt, um keinen Widerspruch zuzulassen und deshalb hüten sich die drei Reiter, mit den Händen auch nur irgendwie in die Nähe ihrer

Waffen zu kommen. Dabei ist ihnen deutlich anzusehen, wie sie eine immer größer werdende Wut erfasst.

Sie haben sich zu sehr auf ihre Colts und ihre Schießkünste verlassen und deshalb stecken sie jetzt böse in der Klemme. Sie haben sich der Ranch so unbedarft genähert wie eine Herde Hammel der Schlachtbank, ja, so könnte man es nennen, und weil ihnen nun bewusst wird, wie klein und hilflos sie eigentlich sind, wenn jemand eine Waffe auf sie richtet, beginnen sie nun böse zu fluchen.

»Ihr verdammten Halunken«, knirscht O'Reilly. »Das könnt ihr nicht mit uns machen. Laut Vertrag gehört dieses Land mir.«

»Da muss ein Irrtum vorliegen«, meldet sich der Unsichtbare wieder zu Wort. »Wir besitzen nämlich auch einen Vertrag, ausgestellt vom Friedensrichter in Tascosa. Weil ich aber dem Richter eher traue als einem Fremden, der hier mit drei Schießern auftaucht und unverschämte Forderungen stellt, glaube ich, dass dein Vertrag gefälscht ist. Also wirst du jetzt deinen Wagen umdrehen und wieder dorthin zurückfahren, wo du hergekommen bist, savvy?«

»Den Teufel werde ich tun, ich ...«

Was O'Reilly sonst noch sagen will, geht im Krachen eines Gewehres unter. Die Kugel stößt den Hut vom Kopf des vordersten Reiters und schleudert das bunte, wagenradgroße Ding in den Staub.

»Wenn noch einer versucht, zum Colt zu greifen, halte ich beim nächsten Schuss eine Handbreit tiefer.«

Als das Gewehr beim Stall erneut gespannt wird, ziehen die Männer wortlos ihre Pferde herum und reiten vom Hof. O'Reilly droht noch, beim nächsten Mal mit dem Sheriff wieder zu kommen, dann macht auch er sich auf den Weg.

Keine zehn Minuten später ist nichts mehr von ihnen zu sehen.

Lee Marlowe kommt aus dem Stall und nickt Big Bill zu. Dabei hält er den Lauf seines immer noch rauchenden Gewehres auf den Boden gerichtet.

»Was machen wir, wenn der Vertrag des Dicken doch echt ist?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden«, sagt Ben Allison.

Sorgfältig verschließt der weißblonde Texaner wieder hinter sich den Heckenzaun, in dem sich die Pferde der drei Männer befinden.

»Wir müssen vor diesen Kerlen in der Stadt sein, um mit dem Richter zu sprechen.«

Bis nach Tascosa sind es beinahe dreißig Meilen und nur, weil sie sehr schnell reiten, erreichen sie die Stadt, lange bevor die Sonne untergeht. Der Ort hat sich innerhalb eines Jahres von einem Sammellager für Büffeljäger in eine kleine Stadt verwandelt, in der bereits jetzt schon viele Rancher des Panhandles und ihre Cowboys Rast machen. Deshalb gibt es in dem Ort auch bereits sechs Saloons und Spielhallen. Zielstrebig reiten die Männer durch den knöcheltiefen Staub der Mainstreet und zügeln ihre Pferde erst, als sie vor dem Haus des Friedensrichters stehen.

Ben Allison gleitet aus dem Sattel, nimmt den breitrempigen Texashut ab und fährt sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn. Dann rückt er den Revolvergurt zurecht und wirft Lee Marlowe die Zügel zu.

»Haltet ein bisschen die Augen offen, während ich mit dem Richter rede. Dieser O'Reilly macht nicht den Eindruck, als ob er so schnell klein beigegeben würde.«

Marlowe und Baker nicken und ziehen ihre Gewehre aus dem Scabbard, während der weißblonde Texaner das Haus von Friedensrichter Dills betritt.

Eine halbe Stunde später kommt Ben Allison wieder aus dem Haus. In seinem Gesicht zuckt kein Muskel und seine Stimme klingt belegt, als er spricht.

»Tja Jungs, das war's dann wohl.«

Einen Moment lang starren ihn seine Sattelpartner stumm und ungläubig an. Dann ist es Big Bill Baker, der als Erster wieder seine Sprache findet. An seinem dunkelroten Gesicht erkennt man, dass er ziemlich wütend ist.

»Sag, dass es nicht wahr ist!«

»Was?«, fragt Allison gedehnt.

»Dass dieser irische Hundefloh im Recht ist. Heißt das, dass wir fast ein halbes Jahr umsonst geschuftet haben und unsere ganzen Ersparnisse jetzt verloren sind? Zum Teufel mit O'Reilly, diesem irischen Bastard.«

Als Ben ihm antwortet, zerspringt sein Gesicht dabei in tausend Lachfalten.

»Du musst mich schon ausreden lassen, Großer. Ich wollte nämlich noch sagen, dass O'Reillys Vertrag nicht mal das Papier wert ist, auf dem er niedergeschrieben wurde.«

»Wie jetzt, äh ... was denn nun?«, stottert Big Bill und es ist ihm deutlich anzusehen, dass er jetzt gar nichts mehr versteht.

»Es ist richtig, dass O'Reillys Bruder seine Heimstätte hat registrieren lassen. Es stimmt auch, dass es einen Brief gibt, in dem er das Land seinem Bruder vermacht, aber unser

Freund hat dabei leider etwas Entscheidendes übersehen.«

Dann verstummt er für einen Moment, während die beiden vor Neugierde beinahe platzen.

»Mann«, sagt Lee Marlowe schließlich. »Jetzt erzähl doch schon weiter, lass dir doch nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen.«

Ben Allison's Grinsen wird immer breiter, während er den anderen von O'Reilly's Fehler berichtet. »Das Heimstätten-gesetz schreibt vor, dass man fünf Jahre lang auf dem Land wohnen und es bewirtschaften muss. Jack O'Reilly hat es ein Jahr ausgehalten, bevor er wieder in den Osten gezogen ist. Sein Bruder aber hat sechs Jahre gewartet, um jetzt erst wieder seine Ansprüche geltend zu machen. Damit ist die Frist vorbei und das Land fällt wieder an den Staat Texas zurück. In diesem Fall an uns, weil wir es jetzt auf unseren Namen eingetragen haben.«

»Dann verstehe ich aber nicht, warum O'Reilly solange damit gewartet hat, um seinen Besitzanspruch wieder geltend zu machen.«

»Ganz einfach«, sagt Allison. »Der Kerl ist hier in der Gegend als salziger Hund bekannt. Solange Tascosa nur ein Ausrüstungslager und Treffpunkt für Büffeljäger war, hatte das Land für ihn keinen Wert. Jetzt aber, wo sich die Stadt zu einem Knotenpunkt für Viehzüchter entwickelt und angeblich sogar einen Eisenbahnanschluss bekommt, meint er, aus dem Land Kapital schlagen zu können. Leider hat er damit ein Jahr zu lange gewartet. Aber jetzt genug der Worte. Der lange Ritt und das viele Reden haben mich durstig gemacht. Was haltet ihr davon, wenn wir uns in Dunns Saloon noch einen Drink genehmigen, bevor wir wieder nach Hause reiten?«

»Das ist die beste Idee, die du heute hattest. Nach dem Schreck, den du mir da eingejagt hast, können es aber auch ruhig zwei oder drei werden.«

Als sie den Saloon verlassen, steht die Sonne schon ziemlich tief im Westen.

Die Häuser der Mainstreet werfen die ersten langen Schatten und von Norden her treibt der kühle Abendwind Tumbleweedkugeln durch die Straßen.

Sie sind gerade dabei, ihre Pferde vom Haltebalken des Saloons loszubinden, als Lee Marlowe mit dem Zeigefinger auf Allison's Schulter tippt.

»Sieh mal, wer da kommt.«

Allison dreht den Kopf, und als er sieht, wie O'Reilly mit seinen Männern die Straße hochkommt, verziehen sich seine Mundwinkel zu einem freudlosen Grinsen.

»Schade, dass ich sein Gesicht nicht sehen kann, wenn ihm der Richter erklärt, wo er sich seinen notariell beglaubigten Wisch hinstecken kann.« Bill Baker lacht glucksend.

Allison erwidert nichts darauf, sondern zieht sich wortlos in den Sattel. Er weiß, dass sie im Recht sind und deshalb ist für ihn die Sache erledigt.

Aber nicht für O'Reilly und seine Männer. Sie halten ihre Pferde mitten in der Straße an, als sie Allison und seine Freunde erkennen.

»He, ihr Kuhstreiber, nicht so schnell. Wir haben da noch ein paar Dinge mit euch zu bereden.«

Bei dem Sprecher handelt es sich um jenen Mann, dem Lee am Mittag den Hut vom Kopf geschossen hat. Er

schlägt seine Staubjacke zurück, sodass der Perlmuttergriff seines Revolvers sichtbar wird.

»Ich an eurer Stelle würde mir erst einmal jene Geschichte anhören, die Richter Dills für euch parat hat, bevor ihr hier weiter so große Töne spuckt«, warnt Ben Allison, und obwohl er nicht laut gesprochen hat, zucken die Männer dennoch zusammen.

»So kannst du vielleicht mit deinen Kühen reden, aber nicht mit mir«, sagt der Mann knurrend.

»Hör zu«, versucht es Allison noch einmal, um die Sache friedlich zu regeln. »Ich habe kein Interesse an einer Schießerei, aber wenn du nicht aufhörst, zu stänkern, lernst du mich kennen.«

»Du nimmst den Mund ziemlich voll, Kuchtreiber«, entgegnet der Mann, und während er noch redet, greift er zum Colt. Denn das ist sein Trick, den Gegner mit Worten in Sicherheit wiegen und gleichzeitig die Waffe ziehen.

Aber Ben Allison hat ihn längst durchschaut.

Er sieht das verräterische Zucken in der Schulter des anderen und dann scheint ihm sein Colt wie von selbst in die Hand zu springen. Das harte Peitschen eines Schusses zerreit die Stille des Abends.

Einen zweiten Schuss gibt es nicht, denn der Mann liegt jetzt neben seinem Pferd auf dem Boden und presst seine Rechte auf die linke Schulter. Blut quillt zwischen seinen Fingern hervor.

Hinter Allison stürzt Richter Dills aus seinem Haus und aus einer Seitenstrae kommt ein untersetzt wirkender Mann, an dessen Jacke ein fnfzackiger Stern prangt.

Ben Allison wei, dass jetzt alles seinen gesetzlich geregelten Gang nehmen wird und deshalb ist er im Gegensatz

zu O'Reilly und seinen Männern auch kein bisschen nervös, als der Sheriff in ihre Mitte tritt.

Rinder, Rustler und Revolver

Lee Marlowe sieht den Reiter zuerst.

»Da brat mir doch einer ´nen Büffel. He Ben, siehst du auch, was ich sehe?«

Ben Allison, der mit Lee einige Rinder aus dem Dornbuschland getrieben hat, blickt nach Osten und erkennt gerade noch, wie ein einzelner Reiter mit drei Kühen hinter einem Hügel verschwindet.

»Ich will verdammt sein, wenn das nicht unsere Tiere waren.«

Ben nickt.

»Los, den Burschen kaufen wir uns.«

Als er anreitet, ist er bereits mit einer heißen Wut erfüllt.

Es gibt in diesem Buschland, das man auch Brasada nennt, unzählige herrenlose Wildrinder. Sie gehören, wie ein Sprichwort sagt, dem, dessen Lasso am längsten ist. Man kann aus ihnen praktisch kostenlos den Grundstock für eine Rinderranch bilden. Das ist das eine, aber da jede Sache ihre zwei Seiten hat, gibt es auch hier einen Haken bei der Geschichte.

Die in diesem Buschland lebenden Rinder haben im Laufe der Jahre Fähigkeiten entwickelt, die sogar Wölfe oder Jaguare veranlassen, ihnen aus dem Weg zu gehen. Selbst für erfahrene Cowboys ist es nur unter großen Mühen und oftmals schweren Verletzungen möglich, die Wildrinder ein-

zufangen. Man nennt diese Tiere nicht umsonst Schluchtlöwen oder Höllenbiester. Dazu kommt, dass die Brasada von zahllosen Kakteenarten und mannshohem Dornengestrüpp bedeckt ist, deren teilweise fingerlangen Stacheln und Dornen nur darauf warten, Pferd und Reiter zu durchbohren.

Dann gibt es dort noch giftige Ottern, Taranteln und Skorpione.

Es ist also eine lebensgefährliche Sache, auf diese Weise zu einer Rinderherde zu kommen.

Deshalb ist Ben Allison auch so wütend über jenen Mann, der ihm einfach die Früchte seiner Arbeit stiehlt, für die er seit Tagen Leib und Leben riskiert.

Sein Pferd springt aus dem Stand heraus vor und verwandelt sich zu einem fliegenden Schatten.

Sein hochbeiniger, struppiger Wallach ist nicht nur ein ausgezeichnetes Rinderpferd, sondern auch ein erstklassiger Renner. In rasendem Galopp jagt er über das Land. Als er auch den Hügel erreicht hat, hinter dem der Mann verschwunden ist, trennen ihn keine fünfhundert Fuß mehr von dem Reiter.

Als dieser erkennt, dass er verfolgt wird, gibt er die Rinder auf und schlägt mit dem zusammengerollten Lasso verzweifelt auf sein Pferd ein.

»Er ist nicht nur ein Rustler«, denkt Ben, dessen Wut auf den Mann immer größer wird. »Sondern er ist auch noch ein gottverdammter Tierschänder.«

Inzwischen hat sich der Abstand auf zweihundert Fuß verringert und es ist jetzt klar, dass der Rustler Allison nicht mehr entkommen kann. Der Mann zieht sein Gewehr aus dem Scabbard, dreht sich im Sattel um und schickt Ben

ein paar Kugeln entgegen.

Aber von einem galoppierenden Pferd aus ein ebenfalls bewegliches Ziel zu treffen ist unmöglich. Deshalb verfehlt der Mann sein Ziel auch und dabei passiert es.

Weil er auf Allison schießt, sieht er nicht, wohin er reitet, und so tritt sein Pferd in einen Präriehundebau.

Das Tier knickt mit einem schrillen Wiehern nach vorne ein und der Mann fliegt kopfüber aus dem Sattel. Er überschlägt sich mehrmals auf dem harten Boden und bleibt dann reglos liegen.

Als Ben sein Pferd zügelt und vor dem Mann vom Pferd steigt, sieht er, wie aus dessen Ohr und seinem Mund Blut läuft.

Doktor Henry Hoyt steht auf dem hölzernen Vorbau seines Hauses und sieht zu, wie zwei Männer den Toten zum Coroner tragen. Dann wendet er sich an Richter Dills, der neben ihm an einer Zigarre kaut.

»Allison hatte recht, Genickbruch, der Mann muss sofort tot gewesen sein.«

»Na schön«, sagt der Richter. »Dann kann er ja jetzt bestattet werden. Erfreulicherweise hatte dieser Bursche etwas Geld bei sich, sodass sein Begräbnis den Stadtsäckel nicht belasten wird.«

»Ha«, lacht der Doktor sarkastisch. »Sie nennen einhundert Dollar in nagelneuen Goldstücken etwas Geld? Ich nenne es ein halbes Vermögen, für diese Summe muss ein normaler Cowboy vier Monate arbeiten. Möchte nur wissen, woher der Kerl das Geld hatte.«

»Die Armee braucht für die Indianerreservierungen ständig Fleisch. Es ist den Zahlmeistern egal, woher sie es bekommen, und sie zahlen gut. Ich habe gehört, dass man in Fort Bascom zweiundzwanzig Dollar für ein Rind bekommt«, mischt sich jetzt Ben Allison in das Gespräch ein.

Er hat den Toten in die Stadt gebracht und dem Richter übergeben, nachdem der Sheriff wieder einmal irgendwo im County unterwegs ist, um einen steckbrieflich gesuchten Verbrecher zu verhaften.

»Das ist leicht verdientes Geld. Man braucht nur zu warten, bis irgendwelche Dummköpfe ihren Hals riskieren, um Rinder aus der Brasada zu treiben. Dann nimmt man ihnen die Tiere ab und treibt sie zum nächsten Fort und kassiert. Man riskiert nicht von Teufelsdornen aufgeschlitzt zu werden, man wird von keinem tollwütigen Stinktier oder einer Klapperschlange gebissen oder von Büffelwölfen gefressen. Das passiert nur mit den Männern, die so dumm sind, ihr Geld mit ehrlicher Arbeit zu verdienen und die deshalb jeden Tag in die Brasada reiten. Die Sache ist ungefährlicher als jeder Bank- oder Postkutschenüberfall. Diesmal allerdings sind die Rustler an die Falschen geraten. Die Jungs und ich lassen sich die Rinder nicht einfach so wegnehmen.«

»Dennoch scheint es ein lohnendes Geschäft zu sein«, sagt Dills bitter und deutet mit vorgerücktem Kinn auf ein halbes Dutzend Männer, die sich vor einer Spielhalle versammelt haben.

Es sind harte Männer mit ledernen Chaps und großen Revolvern. Keiner von ihnen kommt aus der Gegend hier, aber der Richter weiß, dass die Fremden in den letzten Tagen schon mehr Geld ausgegeben haben, als ein Cowboy je-

mals in seinem Leben verdienen wird.

»Es werden jeden Tag mehr, aber solange sie sich in der Stadt nichts zuschulden kommen lassen, können wir nichts gegen sie unternehmen.«

»Dafür klauen die Hurensöhne draußen in der Brasada alles zusammen, was vier Beine hat.«

Der Richter zuckt mit den Achseln und blickt Allison hilflos an.

»Ich weiß, aber was sollen wir machen? Das Land ist riesengroß und Sheriff Willingham alleine.«

»Eben«, sagt Allison hart. »Und deshalb wird es Zeit, dass sich alle, die so dumm sind, es mit ehrlicher Arbeit zu versuchen, einmal zusammenschließen und hier in der Gegend aufräumen.«

Gegen Mittag erblicken sie am Ufer des Carizzo-Creeks ein Feuer.

An ihm hocken vier Männer, die auf Holzspießen Fleisch braten und eine rußgeschwärzte Kanne neben den Flammen stehen haben. Einen Steinwurf weit entfernt, zwischen einer Gruppe Palo-Verde-Bäumen, gibt es einen kleinen Corral aus gespannten Seilen, entwurzelten Dornensträuchern und abgeschnittenen Salbeibuschzweigen. Darin drängen sich zwei Dutzend Rinder muhend und blökend aneinander.

»Woher hast du gewusst, dass sie hier ihr Lager aufgeschlagen haben?«, fragt Big Bill Baker leise.

Er liegt mit seinen Freunden zwischen einigen Felsen in sicherer Deckung, aber er flüstert deshalb, weil sie sich be-

reits in Hörweite des Rustlercamps befinden.

»Das hier ist die einzige Stelle, wo man einigermaßen gefahrlos den Fluss überqueren kann. Flussaufwärts ist alles voller Treibsand und weiter unten beginnen die Jagdgründe der Comanchen.«

Dann deutet Lee Marlowe auf die Männer im Camp.

»Wie du siehst, fühlen sich diese Hurensöhne ziemlich sicher. Sie haben nicht einmal eine Wache aufgestellt.«

»Also los, statten wir ihnen einen Besuch ab«, sagt Ben Allison.

Dann hastet er geduckt auf eine Bodenwelle zu, die vom Lager aus nicht eingesehen werden kann, während ihm Lee und Big Bill Feuerschutz geben. Als er sein Versteck erreicht, gibt er seinen Sattelpartnern Deckung. So nähern sie sich beinahe lautlos dem Lager. Als sie nur noch einen Steinwurf von ihnen entfernt sind, gibt Ben das Zeichen und die drei Männer richten sich auf.

Einer der Rustler, ein rothaariger, pickelgesichtiger Bursche, greift zur Waffe, als er Ben, Lee und Big Bill kommen sieht. Aber er bringt den Colt nur zur Hälfte aus dem Halfter. Dann blitzt es an Marlowes Hüfte auf und er kippt zur Seite. Dort, wo sich seine Schulter befindet, zeigt sich jetzt ein kleiner, dunkler Fleck auf dem zerschlissenen Kattunhemd, der rasch größer wird.

Die anderen Männer am Feuer rühren sich nicht.

Im Schutz der Gewehre seiner Freunde sammelt Ben die Waffen der Rustler ein.

»Jungs, diesmal habt ihr euch die falsche Gegend ausgesucht. Das hier ist das Land der Drei-Balken-Ranch und die lässt sich ungestraft nicht einmal einen Hosenknopf wegnehmen.«

»Ihr seid wohl verrückt geworden, hier gleich herum zuschießen. Das sind Brasadarinder, die gehören demjenigen, der sie einfängt«, faucht einer der Rustler.

»Das ist richtig«, bestätigt der weißblonde Texaner. »Aber nur, wenn man sie auf der freien Weide fängt. Diese Tiere hier weiden aber auf unserem Land, sie fressen unser Gras und trinken von unserem Wasser, deshalb gehören sie uns.«

Der Rustler lacht bitter auf.

»Wer bestimmt so etwas, etwa du?«

»Das werdet ihr noch schnell genug erfahren.«

In den Augen des Rustlers beginnt es einen Moment zu flackern.

»Was willst du damit andeuten?«, fragt er unsicher.

»Das wir euch nach Tascosa bringen. Dort wird sich Richter Dills weiter um euch kümmern.«

Der Mann senkt den Kopf und scheint über Allisons Worte nachzudenken.

Nach dem Abendessen sitzen sie alle drei auf der Veranda.

Ben und Big Bill rauchen und Lee Marlowe schnitzt mit seinem Messer an einem Stück Holz herum.

An der Hauswand hängt an einem Haken eine Kerosinlampe und ihr Licht reicht gerade so aus, um Lee die Fortschritte seiner Schnitzerei erkennen zu lassen.

In der Ferne heult ein Kojote und von irgendwoher kommt Antwort.

»Wie viele Rinder haben wir jetzt eigentlich im Box-Cany-

on stehen?«, will Lee plötzlich wissen.

»Knapp siebzig, warum fragst du?«

»Weil in sechs Wochen mit dem ersten Frost zu rechnen ist und unsere Vorräte allmählich zur Neige gehen.«

»Du meinst also, wir sollten die Tiere verkaufen?«, fragt Ben.

Lee nickt, während er weiter an dem Holz schnitzt.

»Ich habe gehört, dass sie in Fort Bascom jetzt vierundzwanzig Dollar pro Rind zahlen.«

Big Bill pfeift überrascht durch die Zähne.

»Ist bei der Army der Wohlstand ausgebrochen?«

»Nein«, grinst Lee. »General Miles hat eine Menge Comanchen zusammengetrieben und die San Carlos Reservation platzt vor lauter Apachen aus allen Nähten. Die Army braucht dringend Fleisch. Selbst wenn wir zehn Tiere verlieren, bleiben uns immer noch fast eintausendfünfhundert Bucks übrig. Damit kann man verdammt viel Bohnen und Speck kaufen.«

»Lee hat recht«, sagt Big Bill. »Der Zeitpunkt wäre günstig. Die Indianer befinden sich überall auf dem Rückzug. Seit unser feiner Richter den Rustlern vor zwei Wochen ordentlich die Leviten gelesen hat, hört man von denen auch nichts mehr.«

Ben Allison nickt, weil er weiß, dass seine Partner recht haben. Der Winter steht vor der Tür und es gibt noch viel zu tun. Aber dazu braucht man Geld und wenn er an ihre kümmerliche Barschaft denkt, welche sich in einer Zuckerdose im Küchenregal befindet, bekommt er Bauchschmerzen.

Diese drei Dollar achtzig reichen nicht einmal mehr aus, um sich damit in Dunns Saloon ordentlich betrinken zu

können.

300 Meilen Staub

Es ist weit vor Sonnenaufgang, als Big Bill Baker in der Küche mit einer Schöpfkelle gegen die große Bratpfanne schlägt.

»Raus aus den Decken, oder ich schmeiß euer Frühstück aus dem Fenster!«

»Musst du so ein Krach machen?«, kommt es ärgerlich aus dem Schlafrum nebenan. »Verdammt, draußen ist es ja noch stockdunkel.«

»Nachts ist es nun mal dunkel«, sagt Baker grinsend, als er mit zwei Bechern kochend heißem Kaffee ins Zimmer kommt. »Das ist in diesem Land schon immer so gewesen.«

»Nachts?«, entgegnet Ben Allison ungläubig und greift dankbar nach einem der heißen Zinnbecher. »Kein Wunder, dass der gute Lee noch wie ein Murmeltier schläft.«

»Affe!«, kommt es von dem Bett nebenan. Dann schält sich die sehnige Gestalt Lee Marlowes aus den Decken und der ehemalige Armeescout setzt gähmend seine nackten Füße auf den festgestampften Lehm Boden des Zimmers.

»Ich bin schon seit mindestens einer Stunde wach. Ich bin nur deshalb nicht aufgestanden, weil du noch geschlafen hast, Ben. Alleine ist Big Bills Humor um diese Zeit nämlich kaum zu ertragen.«

»Dafür sollte ich dein Frühstück tatsächlich aus dem Fenster schmeißen«, sagt Big Bill brummig, während die anderen Männer zu lachen beginnen.

Kurze Zeit später holen sie ihre Pferde aus dem Dornenbuschcorral nebenan und schwingen sich in die Sättel. Bis zu dem Box-Canyon, in dem ihre Rinder stehen, ist es nicht mehr als eine Meile und deshalb ist es immer noch nicht richtig hell, als sie dort eintreffen. Erst als sie die Baumstämme weggeräumt haben, welche den Zugang zum Canyon versperren, steht die Sonne knapp einen Fingerbreit über den Hügeln im Osten.

Nach und nach kommen die Rinder aus dem Canyon. Ihr Brüllen und Muhen ist weithin zu hören. Sie sind hungrig und durstig, weil sie in dem kleinen Canyon außer Felsen, Sand und einer Handvoll dürerer Grasbüschel nichts zu fressen gefunden haben und die kleine Quelle nicht genug Wasser hergibt, um damit den Durst aller Rinder löschen zu können.

Deshalb sind sie geschwächt und kommen nur langsam heraus.

Aber das haben die drei Männer mit Absicht getan.

Diese Tiere sind nämlich Brasada- oder Brushrinder und nicht mit herkömmlichem Weidevieh zu vergleichen. Sie sind genauso wild wie das Land, in dem sie leben, und greifen alles an, was ihnen vor die Hörner kommt. Durst und Hunger haben jedoch die wilde Kraft der Tiere verzehrt, sodass die Männer auf dem Trail weniger Mühe mit ihnen haben. Zudem haben sie bei besonders wilden Exemplaren das Eye-Balling angewendet, auch aus diesem Grund wird das Treiben wahrscheinlich ruhig verlaufen.

Ben Allison richtet sich im Sattel auf und schwenkt seinen Hut über dem Kopf.

»Ho, treibt sie an!«, ruft er laut.

Damit beginnt das Treiben.

Schüsse krachen, Männer brüllen, Pferde wiehern.

Die ersten zwei, drei Tage wird die Herde ununterbrochen vorwärts gejagt, man nennt dies Trailbrechen. Denn anfangs sind die Tiere noch unruhig, brennen bei jeder Möglichkeit durch, um zurück ins Brushgebiet, zu ihrer Heimatweide zu gelangen. Das ist immer so, selbst bei Tieren, die durch Hunger und Durst geschwächt sind. Deshalb werden die Brushrinder scharf getrieben, mindestens zwanzig Meilen am Tag. Danach kommen sie abends vor lauter Müdigkeit nur noch selten auf solche Gedanken. Am dritten Tag dann geht es auf die normale Tagesleistung von acht bis zehn Meilen herunter, bei der es dann auch bleibt.

Eine Woche ist jetzt vorbei.

Eine Woche, in der sie Tag für Tag und Stunde für Stunde in einer Wolke aus Staub hinter oder neben den Tieren herreiten, und nichts anderes zu hören bekommen als unzähliges Huftrampeln, das Klopfen und Aneinanderschaben der Hörner und das Knarren von Sattelleder.

Dennoch dürfen sich die drei glücklich schätzen.

Gewiss hat dieser allgegenwärtige Staub, der hier in diesem Teil des Landes vorherrscht, sich inzwischen in jeder Hautfalte ihres Körpers eingenistet, ja selbst beim Schlafen knirscht der Sand noch zwischen den Zähnen, und es gibt keine Stelle in ihrem Leib, die nach täglich sechzehn Stunden Sattelarbeit nicht schmerzt. Es vergeht auch keine Nacht, die ihnen mehr als drei oder vier Stunden Schlaf beschert. Nicht nur einmal reiben sich Ben, Lee und Big Bill geriebenen Tabak in die Augen, damit sie die Schmerzen

wach halten.

Trotzdem befinden sie sich sozusagen immer noch auf der richtigen Seite des Lebens.

Kein Blitzschlag hat die Rinder, Pferde und Männer im Bruchteil einer Sekunde verkohlen lassen, kein Sturm oder das Heulen eines Kojoten hat eine Stampede ausgelöst und kein Präriebrand, Wolkenbruch oder Hagelschlag hat den Trail vorzeitig beendet. Diese Dinge geschehen nämlich ständig und deshalb kann man es wirklich als Glück bezeichnen, dass diesen Männern solcherlei bisher noch nicht widerfahren ist.

Aber am zehnten Tag ihres Treibens, nach gut einhundertdreißig Meilen, ist ihr Glück schlagartig zu Ende.

Am Südufer eines Flüsschens namens Punta de Agua, nahe den Ausläufern des Cap Rock Massivs, kreuzen Indianer ihren Weg.

Über einen Hügelrücken, kaum fünfhundert Yards von ihnen entfernt, zieht eine lange Reihe dürrer Ponys an ihnen vorbei.

»Comanchen!«, schreit Big Bill. »Los zurück!«

»Bleib ruhig, sie haben uns längst gesehen«, erwidert Lee Marlowe beinahe gleichgültig.

»Außerdem wollen sie nichts von uns, sie sind auf der Flucht. Sie können es sich nicht leisten, wegen drei lausigen Cowboys ein Dutzend Krieger zu verlieren, und das werden sie, wenn sie uns angreifen. Geben wir ihnen fünf oder sechs Rinder. Damit wahren die Krieger ihr Gesicht und wir können sicher sein, dass sie unsere Herde nicht in Stampede versetzen.«

»Es stimmt also, was man sich erzählt. Die Army hat damit begonnen, die letzten freien Indianer in die Reservation

zu treiben. Nun sind auch hier die Tage der offenen Weide wohl bald gezählt.«

»He Ben, wirst du auf deine alten Tage etwa sentimental?«, will Lee wissen.

»Nein«, sagt der weißblonde Texaner. »Aber so hat es in Kansas und Nebraska auch angefangen und zum Schluss war das ganze Land von Zäunen umgeben. Jetzt bestimmen dort die Pfeffersäcke und Nasenbohrer aus dem Norden darüber, was ein Mann zu tun und lassen hat.«

Ihr Anführer trägt weder Kriegsbemalung noch Schmuck. Er ist nackt bis zur Hüfte und nur mit Lendenschurz, Mokassins und Leggings bekleidet und sitzt in einem Holzsattel, der mit Rohhaut überzogen ist.

Sein Pferd ist ein stämmiger Schimmel, dessen wuchtiger Körperbau darauf schließen lässt, dass er mit Körnerfutter anstelle Grases aufgewachsen ist. Lee Marlowe verwettet in diesem Moment seinen Colt darauf, dass dieses Tier das Brandzeichen der Army trägt.

Stumbling Bear, das ist der Name des Indianers, bedankt sich bei Lee Marlowe. Auf ein knappes Handzeichen von ihm hin reiten drei mit Armeehosen und Jacken bekleidete junge Krieger los und treiben ein halbes Dutzend Rinder direkt auf eine Gruppe von Frauen zu, die bisher teilnahmslos das Geschehen beobachtet haben.

Als die Rinder die Frauen erreicht haben, stoßen ihnen die jungen Männer unter gellenden Schreien ihre Lanzen in den Körper. Dann werfen sich die Frauen mit unterarmlangen Messern auf die Tiere. Was nun folgt, ist ein wildes

und brutales Abschlachten, bei dem die Cowboys mit Abscheu zur Seite blicken.

Auch wenn die Männer zum Teil unter lebensgefährlichen Bedingungen mit diesen Tieren arbeiten und jeder Moment der Unachtsamkeit ihnen ausgeschlagene Zähne oder ein steifes Bein beschert, welches von einem Horn durchbohrt wurde, im Grunde ihres Herzens respektieren sie dennoch diese Tiere.

Sie werden nicht umsonst Cowboys genannt.

Deshalb ist es für sie nicht begreiflich, wie die Indianer diese Tiere behandeln.

Die Leiber der noch zuckenden Rinder werden aufgeschlitzt, die Haut mit schnellen Schnitten an den Hinterläufen gelöst und mit Rohhautseilen an den Holzsätteln der Krieger befestigt. Dann treiben die Männer ihre Pferde jäh an und in weniger als drei Minuten sind die Tiere abgehäutet. Nach etwas mehr als einer halben Stunde liegen sechs Rinder sorgfältig zerteilt auf den Rücken der Indianerponys und der ganze Stamm bewegt sich langsam wieder nach Osten. Was bleibt, ist ein Boden, der mit Blutpfützen bedeckt ist, ein paar Knochen, die weißlich gelb in der Sonne blinken, und zwei Reiter, die erkennen, dass Ben Allisons Worte trotz ihres Sträubens eines Tages doch zur bitteren Wahrheit werden.

Vierzehn Tage und gut zweihundert Meilen später dann stehen die Männer vor den ockerfarbenen Adobelehmbauten von Fort Bascom.

Der Zahlmeister der Armee und der Verantwortliche der Indianeragentur hüpfen um die Männer und Rinder herum wie Frösche nach einem warmen Sommerregen. Es vergeht keine Stunde und sie sind sich handelseinig.

Nachdem die Soldaten die Rinder wegtreiben und eine Menge an grünen Scheinen ihren Besitzer gewechselt hat, steuern Lee, Bill und Ben das Store-House an, welches am Ende des Paradeplatzes liegt.

Als die Männer den Laden betreten, grinst Big Bill Baker über alle vier Backen.

Obwohl er nur drei Jahre eine Schule besucht hat, in der er mühsam lesen und schreiben lernte, sagt ihm sein Gefühl, dass sie mehr als nur ein gutes Geschäft gemacht haben.

Sie haben sechshundachtzig Rinder ans Ziel gebracht und von dem pickelgesichtigen Zahlmeister der Army für jedes Stück Vieh vierundzwanzig Dollar erhalten.

Selbst wenn sie zwei Drittel des Betrages, was noch immer eine gewaltige Summe darstellt, in den Aufbau ihrer Ranch stecken, bleibt noch genügend übrig, um sich mindestens eine Woche lang das Leben um den Hals zu hängen.

Auch Lee Marlowe fängt angesichts des zu erwartenden Geldregens zu grinsen an.

Es gibt da nämlich in Tascosa ein Haus, in dem acht sehr verständnisvolle Ladys wohnen. Man nennt es das Haus der sechzehn Arschbacken. Weil Lee nicht der Einzige unter den drei Männern ist, der schon mehrere Wochen nicht mehr mit einer Frau zusammen war, weiß er sehr genau, was sie alles anstellen werden, wenn sie erst wieder zurück in Tascosa sind.

Das Haus der sechzehn Arschbacken

Big Bill Bakers Rechte legt sich auf den schmiedeeisernen Griff des Eingangsportals.

Dann reißt er die Tür auf und knallt sie mit solcher Wucht an die dahinter liegende Wand, dass dort der Putz aus den Mauerfugen rieselt. Der Knall hallt wie ein Donnerschlag durch das Haus. Als einen Herzschlag später Big Bill Bakers wilde Rebellenschreie den Eingangsbereich bis in den hintersten, dunkelsten Winkel hinein erfüllen, ist auch der letzte Bewohner dieses Hauses wach.

Es ist nämlich erst kurz vor acht und die hier arbeitenden Schönheiten sind normalerweise nicht vor Mittag anzutreffen.

»Yaaahuuu!«, kreischt Baker und eilt mit zwei, drei schnellen Schritten durch den Raum.

Dort steht neben einer Treppe, die ins Obergeschoss führt, ein kleiner Holztisch, der mit allerlei Flaschen und Karaffen beladen ist. Hier hat man für die zahlenden Gäste dieses Etablissements Freigetranke bereitgestellt. Es gibt blutroten mexikanischen Wein, scharfen Rotaugenwhisky aus Kentucky, Pulque aber auch so Dinge wie Pfefferminzlikör oder echten französischen Champagner.

Neben dem Tisch gibt es aber auch eine Tür und aus der kommt jetzt ein kurzbeiniger, kaum mittelgroßer Mexikaner, der die Männer grimmig mustert. In seinen olivbraunen Händen hält er eine Schrotflinte mit abgesägten Läufen, und weil man mit der Waffe auf diese kurze Distanz hier in dem Raum einen Mann damit wahrhaftig in Stücke

schießen kann, wird es für einen Moment wieder still.

»Ihr verdammten Halbaffen!«, knurrt der Mann. »Wenn ihr mir gleich nicht mindestens einen Grund dafür nennen könnt, warum ihr hier so herumbrüllt, dann blase ich eure stinkenden Kadaver mit meiner Flinte bis hinauf nach Kanada.«

»Einen?«, lacht Lee Marlowe, greift in die Tasche und lässt es Dollarmünzen regnen. »Das hier sind mindestens fünfzig Gründe, warum wir hier sind, und jetzt hör auf zu glotzen wie eine Kuh, wenn es blitzt. Weck endlich die Mädels.«

Als auch Ben Allison die Hand öffnet und ein paar goldene Zehndollarstücke aufblitzen lässt, stellt der Hausdiener seine Waffe in die Ecke und eilt die Treppe hoch. Big Bill schlägt grinsend einer Flasche Wein den Hals am Treppengeländer ab, während Ben Allison die Haustür hinter sich schließt.

Indessen Bill die Flasche anhebt und trinkt, bis ihm der Wein von den Mundwinkeln hinab übers Hemd läuft, öffnen sich im Obergeschoss zwei Türen. Aus der ersten kommt die schwarzhaarige Besitzerin, die sich immer noch verschlafen die Augen reibt, aus der Tür daneben eine Halbindianerin, deren nackter Busen bei jedem Atemzug auf und ab wippt.

»Gott, werde ich spitz!«, kreischt Lee Marlowe bei diesem Anblick, zieht seinen Revolver und schießt jauchzend in die Decke.

In der Zwischenzeit erscheinen auch die restlichen sechs Ladys, die zusammen mit den beiden anderen dem Etablissement den treffenden Namen Haus der sechzehn Arschbacken gegeben haben.

»Diese gottverdammten Hurensöhne treiben selbst unserem Herrn noch die Schamröte ins Gesicht«, sagt der Reverend von Tascosa, während er seufzend den roten Bart krault und von dem inzwischen hell erleuchteten Haus seinen Blick nimmt. »Wir gehen schlimmen Zeiten entgegen, wenn wir uns in Tascosa schon am frühen Morgen der Fleischslust hingeben.«

»Gönnen Sie doch den Jungs ihren Spaß, Reverend«, erwidert Doc Hoyt, der dabei ist, seine Arzttasche zu packen. »Wie ich gehört habe, kommen die drei gerade von einem Viehtrieb aus Fort Bascom zurück. Ehrlich gesagt ist mir diese Art, ein erfolgreiches Geschäft zu feiern, lieber, als wenn sie sich bei Dunn besaufen und anschließend schießend und schreiend durch die Straßen reiten. Die letzte derartige Feier hat mir gereicht. Ich lag mindestens eine Stunde flach auf dem Fußboden meiner Praxis, während mir die Kugeln irgendwelcher Verrückten um die Ohren flogen. Dabei hatte ich noch Glück. Sam Warner erhielt einen Streifschuss an der Wade und Miss Adams geblümtes Kaffeegeschirr besteht jetzt nur noch aus einem Haufen Scherben.«

»Sind das etwa die Männer von der Drei Balken Ranch?«

»Yeah«, meint der Arzt nur, indes er eine Handvoll zusammengewickelter Verbände in die Tasche stopft. Dann verschließt er diese und blickt den Reverend auffordernd an.

«Ich bin soweit, wenn Sie wollen, können sie mitkommen. Obwohl ich immer noch der Meinung bin, dass Mrs Benton bei der Geburt ihres ersten Kindes eher einen medizini-

schen als einen geistlichen Beistand benötigt.«

»Ihr Mann hat aber darauf bestanden. An ihm könnten sich übrigens die drei von der Balken Ranch ein Beispiel nehmen. Mister Benton sehe ich jeden Sonntag in der Kirche, diese Männer aber haben mein Haus noch nie betreten, dabei sind sie jetzt schon beinahe sieben Monate hier.«

»Eine Ranch aus dem Nichts aufzubauen bedeutet eine Menge Arbeit. Vielleicht hatten die Jungs bisher einfach noch keine Zeit für ihre Predigten.«

»Vielleicht ist die Erde aber auch eine Scheibe und in meinem Bart wachsen Elfen«, erwidert der Reverend brummig.

Als sie Tascosa verlassen, ist es bereits später Nachmittag.

Sie müssen Big Bill auf seinem Pferd festbinden. Er hat soviel von dem blutroten mexikanischen Wein getrunken, dass Ben sicher ist, mit solch einer Menge sogar ein Pferd ersäufen zu können. Während sie ihre Tiere aus der Stadt lenken, schwankt Bill im Sattel wie ein Grashalm im Wind, was ihn aber nicht daran hindert, mit donnernder Stimme das Lied vom Old Chisholm Trail zu singen. Er singt zwar nicht besonders schön, aber dafür besonders laut. Auch Lee ist, wie man so schön im Volksmund sagt, nicht mehr ganz alleine. Immer wieder verzieht der dunkelhaarige und sehnlige Mann seinen Mund zu einem Lächeln, das Ben an den Anblick eines grinsenden Wolfs erinnert.

Er ist es auch, der als einziger der drei Männer das ist, was man als stocknüchtern bezeichnet. Aber das bedauert Ben Allison nicht, im Gegenteil. Nicht für allen Schnaps dieser Welt würde er die letzten Stunden mit jener Frau

eintauschen, deren Strumpfband er jetzt um den Hals trägt.

Weil er also der einzige Nüchterne in diesem Trio ist, hat er seine liebe Not, seine Sattelpartner auf dem richtigen Weg zu halten. Eigentlich ist es nicht besonders klug, in der Dunkelheit angetrunken durch das Indianerland zu reiten, aber nach den entbehrungsreichen Tagen des Treibens zieht es die Männer irgendwie magisch nach Hause. Vielleicht weil sie zum ersten Mal in ihrem wilden Leben wissen, was ein Zuhause ist.

Weil also jeder vernünftige Mensch damit gerechnet hat, dass die drei die Nacht in der Stadt verbringen werden, ist auch der ungebetene Gast im Haus der Drei Balken Ranch nicht besonders vorsichtig. Er hat die Holzläden der Fenster nicht zugezogen und so bemerkt Ben Allison das Licht in der Hütte, noch bevor sie das Gebäude in der Dunkelheit richtig ausmachen können.

»Ich wüsste nicht, dass wir jemanden gebeten haben, uns bei der Rückkehr heimzuleuchten.«

Big Bill und Lee Marlowe brauchen zwar eine geraume Zeit, bis sie Bens Worte begreifen, aber dann sind sie mit einem Schlag wieder beinahe nüchtern.

»Was für ein verdammter Hurensohn ...«, braust Big Bill auf.

»Still!«, zischt Lee.

Der ehemalige Armeescout gleitet aus dem Sattel, übergibt Big Bill die Zügel und dirigiert Ben hinter das Haus. Dann geht alles blitzschnell und lautlos. Der Unbekannte im Haus hat keine Chance mehr. Bevor sein Pferd, das draußen an der Veranda angeleint ist, ein warnendes Schnauben ausstoßen kann, ist Lee im Haus.

Man hört jemand erschrocken aufschreien, das Rücken

von Tisch und Stühlen und dann fliegt die Haustür auf und ein Mann taumelt rücklings heraus. Er rudert mit den Armen und versucht auf den Beinen zu bleiben. Aber es gelingt ihm nicht, weil Lee Marlowe jetzt auch aus dem Haus kommt und ihm seine Rechte auf die Leberpartie hämmert. Es ist ein gnadenloser und brutaler Schlag, der den Mann wie ein Streichholz einknicken lässt.

»Eh Hombre«, sagt Ben Allison mahmend.

»Schlag ihn nicht tot, ich will keinen Ärger mit dem Gesetz.«

»Ratten kann man nicht totschiagen, Ratten kann man höchstens ersäufen«, sagt Lee und seine Stimme hat dabei einen knirschenden Klang. »Jetzt rate mal, wer da in unserer Abwesenheit im Haus herumgeschnüffelt hat?«

Ben Allison zuckt mit den Schultern und geht auf den Mann zu, der immer noch am Boden sitzt und wimmernd seine Hand gegen die Leberpartie presst.

»Sieh mal einer an!«, sagt er dann erstaunt, als er ihn erkennt.

Am anderen Vormittag bietet sich den Bewohnern von Tascosa ein seltsamer Anblick.

Ein Mann kommt in die Stadt geritten und wird dabei von einer großen Schar Kinder kreischend und brüllend begleitet. Er ist auf seinem Pferd festgebunden und um seinen Hals hängt ein Holzstück, auf das jemand mit dem Bleikopf einer Patrone *Ich bin ein Dieb* geschrieben hat. Der Mann ist nur mit seiner rostroten Armeeunterwäsche bekleidet, die nicht nur löchrig, sondern an manchen Stellen auch sehr

dreckig ist.

Einige Frauen bekommen einen hochroten Kopf, doch viele der anwesenden Männer beginnen schadenfroh zu grinsen.

Offensichtlich geschieht es diesem Mann recht, was da mit ihm passiert. Er ist in der Gegend nämlich als salziger Hund verschrien. Das heißt, er ist ein Mann, der Leute übers Ohr haut und seine Finger in alle möglichen windigen Geschäfte steckt.

Der Mann ist ziemlich dick und sein Name ist Angus O'Reilly.

Ein verdammt harter Winter

Die erste Woche des Novembers bringt einen Nordwind ins Land, der sogar die ständig heulenden Kojoten verstummen lässt. Der Himmel nimmt eine bleigraue Farbe an und es riecht förmlich nach Schnee.

Das ganze Land scheint den Atem anzuhalten, während der Wind wie der frostige Atem eines Eisriesen über das Panhandle streicht.

Lee Marlowe schiebt das abgeschabte, fast durchsichtige Büffelhautstück, welches das schmale Fenster bedeckt, zur Seite und blickt hinaus. Die Ranch ist noch im Aufbau, es fehlt an allen Ecken und Enden und deshalb ist für Dinge wie Fensterglas noch kein Geld vorhanden. Büffel oder Antilopenhaut lässt, wenn sie ordentlich geschabt wurde, auch Sonnenlicht durch, und es kostet nichts. Es gibt diesen Rohstoff praktisch umsonst.

Es ist später Nachmittag und nur ein paar vereinzelte kleine Flocken tanzen im Wind. Die Luft ist eisig und scharf und es ist viel zu kalt, um zu schneien.

»Es wird diese Nacht wieder frieren. Wenn wir im Frühjahr noch einige Brushrinder auf unserem Land vorfinden wollen, sollte morgen früh jemand losreiten und unten am Creek das Eis aufhacken und etwas Salz auslegen.«

»Besser wäre noch heute Nacht«, sagt Allison.

»Im Mondschein zieht es immer wieder Antilopen zum Creek. Die Rinde der Cottonwoods hat es ihnen genauso angetan wie das Wasser. So eine feine Antilopenkeule wäre nämlich eine willkommene Abwechslung auf unserem Speiseplan. So langsam habe ich die Nase voll von Rindfleisch, denn wenn das so weiter geht, fange ich bald selber an zu muhen oder mir wachsen Hörner.«

Big Bills Kopf geht ruckartig in die Höhe.

Mit einem lauten Knall stellt der die Kaffeetasse auf den Küchentisch und runzelt missmutig die Stirn.

»Was willst du damit sagen, schmeckt euch mein Essen etwa nicht?«

»Ach Bill, auch wenn deine Steaks noch so zart sind, vier Wochen lang jeden Tag nur Sauerteigbrötchen, Rindfleisch und eine Soße aus Talg und Mehl können einen Mann schon mal veranlassen, von Kuchen, Hühnchen oder einer knusprigen Antilopenkeule zu träumen.«

Big Bill schüttelt verwirrt den Kopf.

»Kuchen, Hühnchen, verdammt Lee, sind wir hier auf einer Männerranch oder beim Treffen der strickenden Landfrauen von Tascosa?«

»Dem Essen des Kochs nach zu urteilen auf einer Männerranch, dem Aussehen nach weiß ich es nicht so ganz ge-

nau. Manche dieser Fregatten weisen da nämlich eine ziemliche Ähnlichkeit mit dir auf.«

Lee Marlowe kann gerade noch seinen Hut und seine Jacke vom Haken nehmen und die Tür hinter sich schließen, als auch schon der große Kaffeezinnbecher von Big Bill gegen den Türrahmen donnert. Aber damit ist die Sache noch nicht beendet.

Lee steckt den Kopf noch einmal durch die Tür und sagt freudlos: »He Ben, darf er so seinen Freund behandeln? Ich sage nein. Kein Wunder, dass selbst die Hölle Skorpione und Köche hasst!«

Diesmal ist es die schwere gusseiserne Bratpfanne, die Richtung Tür fliegt.

Lee Marlowe zieht die Ränder seines breitkrepfigen Huts nach unten und wickelt sich den Schal so um den Kopf, dass Ohren, Hut und Wangen eine einzige große Mütze bilden. Dann schlägt er den Kragen seines Militärmantels hoch und zieht den Kopf zwischen die Schultern. Dennoch kann er dem eisigen Wind nicht ausweichen. Schon bald glitzern Eiskristalle in seinen Augenbrauen, der Wind stößt und zerrt an seinem Mantel und macht jede Bewegung zur Qual.

Dennoch bringt er es fertig, am Creek und am Rande des Brushgebiets fast ein halbes Dutzend Wasserlöcher aufzuhacken. Aber dann wird der Wind immer heftiger. Die schneidende Kälte dringt ihm bis auf die Haut und auch seinem Pferd ergeht es nicht besser. Der Braune senkt den Kopf und trabt nur noch unwillig voran, auch ihn verlässt

in der Kälte so langsam die Kraft.

Deshalb macht sich Lee Marlowe jetzt schnell auf den Heimweg.

Dennoch muss er aufpassen, sehen, wohin er reitet und seinem Pferd nicht blindlings die Sporen geben, auch wenn Zuhause ein warmer Ofen lockt. Was nämlich passieren kann, wenn man den Winter in diesem Land unterschätzt, sieht Lee Marlowe bereits eine Meile später. Der Reiter liegt auf dem Rücken. Es ist ein rothaariger, dürrer Bursche, der die Zeichen des Landes nicht verstanden hat, oder in seiner jugendlichen Ungeduld nicht verstehen wollte.

Die Spuren sind für so einen erfahrenen Mann wie Lee Marlowe deutlich.

Um der Kälte zu entgehen, hatte er sein Pferd ohne nachzudenken angetrieben. Das Tier ist in einen versteckten Präriehundebau getreten und liegt jetzt auf seinem Reiter. Das Bein des Mannes ist sicherlich gebrochen, weil darauf mindestens achthundert Pfund toten Pferdefleischs liegen.

Aber das spürt dieser Mann nicht mehr, denn das Schicksal hat es mit ihm auch weiterhin nicht gut gemeint. Das Pferd krachte nach links. Weil der Mann Linkshänder ist, wurden sein Revolver und das Gewehr, welches er links trägt, unter dem Pferd begraben. Der Mann war also hilflos und konnte sich nicht bemerkbar machen, denn seine heiseren Schreie hörte in diesem fauchenden Nordwind niemand. So lag er also einen ganzen Tag reglos und hilflos am Boden, während ein Wind über das Land strich, der selbst jetzt noch die Luft in den Lungen einfrieren lässt.

Deshalb glotzt der junge Reiter Lee auch aus weit aufgerissenen Augen an und sein Gesicht ist eisverkrustet.

Kein Mensch hält es länger als einen halben Tag in dieser

Kälte aus.

Verdammt Winter, denkt Lee, zerrt das Pferd von dem Toten und deckt den Mann dann notdürftig mit Steinen und Dornbüschen zu. Danach reitet er weiter, seine Hände sind inzwischen blau angelaufen und selbst der Rotz, der aus seiner Nase läuft, gefriert in dieser Kälte.

Er bringt sein Pferd in den Stall, versorgt es und erst dann macht er sich auf den Weg ins Ranchhaus. Im Küchenraum, dort wo in der Feuerstelle mehrere Pinienkloben glühen, ist es warm. Lee hält sich gar nicht mit irgendwelchen Begrüßungsfloskeln auf, sondern stellt sich sogleich vor den Ofen und hält die Hände über die glühende Herdplatte. Sofort schmelzen die Eiskristalle in seinen Augenbrauen und auf seinem Mantel. Er hüpfte dann von einem Bein aufs andere, um die Blutzirkulation anzuregen und dadurch seine Füße wieder zu erwärmen. Rasch bildet sich zwischen seinen Stiefeln eine große Pfütze.

»Jesus, ist das kalt«, sagt er leise, während sein sehniger Körper gar nicht mehr aufhören will zu zittern. »Und es wird noch kälter, von Nordwesten her kommt ein Bliz-zard.«

»Woher willst du das wissen?«, fragt Big Bill.

»Weil ich lange genug in diesem Land lebe, um die Zeichen der Natur zu verstehen. Außerdem spüre ich es in meinen Knochen.«

»Also können wir froh sein, dass wir unsere Hütten schon im September winterfest gemacht haben. Wer jetzt da draußen noch umherreitet, muss wohl damit rechnen, mit dem

Arsch am Sattel festzufrieren.«

»Oder er wird zu Eis«, antwortet Lee. »So wie der Junge, den ich vorhin begraben musste.«

»Was für ein Junge?«, fragt Ben Allison neugierig.

Lee zuckt mit den Achseln. »Keine Ahnung, ich habe ihn in der Stadt nur ein oder zweimal gesehen. Ist wahrscheinlich irgendein Cowboy von einer der umliegenden Ranchs gewesen, der jetzt Grubline reiten musste. Der Junge war allerdings wohl ein ziemlicher Heißsporn. Wahrscheinlich einer von der Sorte, die sich aus Trotz lieber Salz anstatt Zucker in den Kaffee schütten, um sich ja nicht anpassen zu müssen.«

»Wie meinst du das?«

»Kein Mann, der einigermaßen bei Verstand ist, verlässt die sichere Überlandstraße und reitet in vollem Galopp querfeldein. Er musste doch ständig damit rechnen, dass sein Pferd in einen Präriehundebau tritt, in eine von Eis und Schnee bedeckte Bodenfalte stürzt oder sich in einer von Indianern versteckten Falle für Büffel oder Antilopen verfängt. Okay, es ist kalt da draußen und man muss als Grublinereiter versuchen, so schnell wie möglich den nächsten warmen Bau anzusteuern. Aber es ist doch nicht so kalt, dass man jegliche Vorsicht vergisst.«

»Yeah«, sagt Ben Allison nachdenklich und will von Lee wissen, was es sonst noch an Neuigkeiten gibt.

Das ist jetzt keine Gleichgültigkeit dem Verstorbenen gegenüber. Gewiss ist es schlimm, dass dieser Bursche so jung sterben musste, aber damit ihnen nicht dasselbe Schicksal passiert, müssen diese Männer wissen, was da draußen vor sich geht. So bitter sich das auch jetzt anhört, aber in dieser harten Zeit und in diesem harten Land kann

man nur überleben, wenn man noch härter ist.

»Dieses Jahr gibt es anscheinend wirklich einen verdammt harten Winter«, sagt Big Bill und legt noch einige Holzscheite nach.

Todesweg

Der neue Tag beginnt mit klirrendem Frost.

Kalter, fauchender Wind fegt von Norden her durch das Land. Ben Alison erschauert, obwohl er in der warmen Küche direkt neben der Feuerstelle steht, während er aus dem Fenster sieht.

Es ist inzwischen früher Mittag, und das ganze Land wirkt wie mit Zuckerguss überzogen.

Die Sonne steht fast senkrecht über dem mit Neuschnee bedeckten Panhandle. Sie taucht die Schneedecke in solch gleißendes Licht, dass Ben Allison die Augen zukneift, nachdem er mehrere Minuten die Umgebung beobachtet hat.

»Verdammt«, flucht er. »Wenn das so weiter geht, besteht die Brasada im Frühjahr nur noch aus erfrorenen Rindern und Cowboys, die Eiszapfen sind.«

»Jetzt mal den Teufel nicht an die Wand, sondern setz dich hin und iss mit«, sagt Lee.

Er nimmt die Kanne mit Kaffee und schenkt die drei verbeulten Becher bis zum Rand voll, während Big Bill das Essen auf den Tisch bringt. Es gibt Sour Doughs, also Sauerteigbrötchen, Frijoles und eben jenen Kaffee, der sogar Tote aufschreien lässt.

Nach dem Essen werfen sie ihr Geschirr in die Spülwanne, und während Big Bill diese mit heißem Wasser auffüllt, wagt Ben erneut einen Blick nach draußen.

»Ich denke, dass mit den Brushrindern war wirklich eine gute Idee von uns. Ich kenne keine andere Sorte von Longhorns, die diese Kälte so wegsteckt. Littlefield, Dyer und Scott werden im Frühjahr wahrscheinlich eine ziemliche Menge ihrer verweichlichten Rinder aus den Büchern streichen müssen.«

Inzwischen ist Lee Marlowe neben den weißblonden Texaner getreten und deutet mit seinem Zeigefinger nach Osten. »Anscheinend gibt es da draußen aber noch andere, denen die Kälte offensichtlich nichts anhaben kann.«

»Wie meinst du das?«

»Sieh nach Osten, wir kriegen Besuch.«

Ben Allison blickt nach links und zuckt zusammen.

Ein Mann kommt auf das Haupthaus der Drei Balken zu.

Er kommt zu Fuß. Es hat den Anschein, als ob er alles, was er besitzt, bei sich trägt.

Er hat sich seinen Sattel über die Schultern gehängt, einen Wollschal vor das Gesicht gebunden und außer einer Jacke aus Pumafell noch eine dicke, bunt gemusterte Indianerdecke um den Oberkörper gewickelt.

Er läuft langsam, beinahe schwankend, aber das ist auch kein Wunder. Denn er ist sicher schon einige Zeit zu Fuß unterwegs, und der Sattel, den er mitschleppt, wiegt gewiss vierzig Pfund. Er selber ist aber nur mittelgroß und auch nicht sonderlich schwer. Er erinnert eher an einen kleinen,

mageren Wildkater.

Während dieser hagere, krummbeinige Mann am Creek entlang läuft und auf das Haus zusteuert, beginnt Big Bill damit, erneut Kaffee aufzubrühen.

Als der Besucher dann die Tür hinter sich schließt und mit klammen Fingern Schnee und Eis aus dem Gesicht wischt, überzieht Big Bills Gesicht ein breites Grinsen.

»Hallo Steve!«, sagt er wissend. »Was treibt dich hier in die Gegend? Soll ich deinen Namen auch auf unseren Kochtopf schreiben oder hast du inzwischen genug von der Futterstrecke?«

Der Mann, den Big Bill Steve nennt, lässt neben dem Küchentisch seinen Sattel zu Boden fallen und nimmt seinen Hut vom Kopf.

»Genug von der Futterstrecke?«, fragt Steve, schüttelt den Kopf und lacht zynisch auf. »Deine Witze waren auch schon mal besser, Big Bill.«

Bill Baker nickt verstehend.

Er weiß, das Grubline reiten ein verdammt hartes Brot ist. Wer von den Cowboys, die ja fast alle über den Winter ohne Arbeit sind, während der Viehsaison keine ungebranteten Rinder beiseiteschaffen konnte oder einen Winterjob in der nächsten Stadt abbekommen hat, der muss sich ziemlich langmachen, um die kalte Jahreszeit zu überleben. Oder eben die Futterstrecke abreiten. Es gibt nämlich dann nur noch die Möglichkeit, es mit einem Bank- oder Postkutschenüberfall zu versuchen, um über die Runden zu kommen. Manche treten über den Winter auch in die Armee ein, obwohl sie wissen, dass Uncle Sam sie mindestens für vier Jahre mit Haut und Haaren frisst. Wenn sie dann im Frühjahr den Uniformierten den Rücken kehren und versu-

chen, sich wieder ins Buch einer Ranch einzuschreiben, werden sie als Deserteure verfolgt. Ob Fahnenflüchtiger oder Gesetzloser, eine Menge Männer kommen so jeden Winter auf den Todesweg.

»Wo ist eigentlich dein Pferd?«, will Bill dann wissen. »Du und dein Schecke waren doch immer unzertrennlich.«

Cooper zuckt mit den Schultern. »Ein Präriehundebau hat unsere Verbindung leider etwas abrupt unterbrochen. Das verdammte Loch lag versteckt unter Neuschnee und deshalb habe ich es zu spät gesehen.«

»Das tut mir leid für dich. Der Schecke war ein ausgezeichnetes Stück Pferdefleisch.«

»Was soll ich jammern?«, sagt Steve Cooper. »Es ist nun mal so, wie es ist, und jeder Winter ist irgendwann einmal zu Ende.“

Dann macht er sich gierig über die Sour Doughs und die Frijoles her, und weil Big Bill bei diesem Bohnengericht eine Menge Knoblauch und Chilischoten mitgekocht hat, bekommt Steve nicht nur wegen der Wärme in der Küche einen feuerroten Kopf.

»Hölle!«, krächzt er schließlich, als er den letzten Rest Bohnen mit dem Brot auf dem Teller zusammenschiebt und das Ganze dann mit einem Schluck Kaffee hinunterspült. »Deine Frijoles heben selbst den ältesten Mann noch in den Sattel.“

Big Bill lacht, Lee Marlowe grinst und schenkt Kaffee nach, nur Ben Allison scheint sich über die Anwesenheit des Mannes nicht so recht freuen zu können.

Er kennt Steve Cooper, in dem dünn besiedelten Panhandle kennt fast jeder jeden, und eigentlich ist dieser Cooper kein Mensch, dem man mit Misstrauen begegnen muss.

Dennoch spürt Allison, dass hier etwas nicht stimmt.

Cooper blickt immer wieder misstrauisch auf. Er reibt sich ständig übers Gesicht und seine Augen zucken nervös hin und her. Ben Allison ist selbst einmal die Futterstrecke geritten und kann zwei und zwei zusammenzählen. Durch seine Menschenkenntnis und langjährige Erfahrung glaubt er allmählich zu wissen, was hier falsch läuft.

»Was hast du angestellt?«, fragt er deshalb plötzlich.

Big Bill, der gerade in der Feuerstelle Holz nachlegt, zuckt erschrocken zusammen. Ja, man kann sagen, dass er mit dem Holzscheit in der Hand vor dem Küchenherd förmlich zur Salzsäule erstarrt. Auch Lee Marlowe fällt das Grinsen fast aus dem Gesicht.

»Was meinst du damit?«

»Keine Ausreden!«, sagt Ben.

Steve Cooper nickt.

Es ist nun offensichtlich, dass er weiß, dass man ihn ertappt hat.

»Verdammt«, sagt er schließlich. »Ich hatte nicht mehr viele Möglichkeiten, ich wäre sonst verhungert.«

Hilfe suchend sieht er zu Baker und Marlowe.

»Was hätte ich denn tun sollen? Das Geld in der Bank von Mobeetie ist versichert und es hat weder Tote noch Verletzte gegeben.«

»Wie viel?«, fragt Allison nur.

»Achttausend Dollar«, antwortet Cooper und die Männer halten den Atem an.

»Ein Cowboy verdient fünfundzwanzig im Monat. Was

zur Hölle willst du mit achttausend?»

Bevor Cooper antworten kann, kommt Hufschlag auf. Bill, Lee und Ben hören die Geräusche des herannahenden Pferdes und dann das Repetieren eines Gewehres, weil es durchgeladen wird.

»Komm raus!«, ruft eine entschlossene Stimme.

Die Männer zucken erneut zusammen.

Sie kennen Sheriff Willingham. Dieser Mann kennt keine Gnade. Manche Leute behaupten sogar, er hätte vor Jahren seinen eigenen Bruder vor Gericht gebracht.

»Komm raus!«, ruft Willingham wieder.

Steve Cooper blickt sich um. Dann senkt er den Kopf und zuckt mit den Schultern. Er weiß, dass er am Ende seines Weges angekommen ist.

»Wenn mein Pferd nicht in diesen verdammten Bau getreten wäre, hätte ich diesen Sternschlepper schon längst abgehängt. Was wollt ihr nun tun? Kann ich auf eure Hilfe zählen?«

»Sorry«, sagt Ben Allison. »Aber das musst du alleine mit dem Sheriff ausmachen.«

Cooper schluckt trocken. »Verdammt, dieses Jahr schein ich mit meinem Winterjob kein Glück zu haben«, sagt er heiser, reißt seinen Colt aus dem Halfter und rennt nach draußen.

»Bleib hier!«, schreit Big Bill noch, aber da krachen schon die Schüsse.

Als die Männer aus dem Haus kommen, liegt Steve Cooper auf dem Rücken. Seine zerrissene Hemdbrust ist blut-

überströmt. In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelt sich der kalte Texashimmel. Der Sheriff tritt mit seinem rauchenden Gewehr an den Toten.

»Verdammt, er hatte doch keine Chance. Warum hat er das nur getan?«

»Solange die Rancher im Winter die Namen der Cowboys aus ihren Büchern streichen, wird es immer wieder Männer wie Cooper geben, die den Todesweg reiten«, sagt Allison.

Als er es gesagt hat, kann er nicht verhindern, dass eine große Bitterkeit in ihm aufsteigt.

Die Stunde der Wölfe

Die Brasada erlebt ihren kältesten Winter seit zwanzig Jahren.

Über dem Land, das sonst von Sand, Kakteen, Kalksteinfelsen und Palo Verde-Bäumen beherrscht wird, liegt jetzt eine fingerdicke Schneedecke. Es hat einen Tag und eine Nacht lang unaufhörlich geschneit. Alles, was normalerweise hier blüht und gedeiht, ist jetzt von glitzerndem Schnee und Eiskristallen ummantelt.

Lee Marlowe lenkt sein Pferd mit den Oberschenkeln durch den Creek. Der Braune stapft durch das Eis des seichten Wasserlaufs, welcher sich schon seit Urzeiten unterhalb des Ranchhauses einen Weg durch die Brasada geschaffen hat. Kurz darauf trottet das Tier dann gemächlich über den Überlandtrail gen Tascosa. Es ist genau eine Woche vor Weihnachten und nur aus diesem Grund verlässt der ehemalige Armeescout die schützenden und wärmen-

den Mauern der Drei Balken Ranch.

Es ist seit vielen Jahren das erste Mal, dass diese hartbeinigen Männer wieder ein richtiges Dach über dem Kopf haben, einen Platz, wo sie hingehören.

Deshalb wollen sie dieses Jahr wieder richtig Weihnachten feiern mit allem, was dazugehört. Ben Allison hat im Osten der Ranch eine Gruppe junger Zedern ausgemacht, von denen jede einzelne einen ansehnlichen Weihnachtsbaum abgeben könnte. Big Bill hat versprochen, einen wahren Festtagschmaus zuzubereiten. Es soll gebratenes Hühnchen, gekochtes Gemüse aus Agavenstauden und zum Nachtisch einen Angel Food Cake geben. Da man aber für diesen Kuchen Eiweiß, Sahne, Vanille und etwas Zimt benötigt, muss jetzt jemand von ihnen in die Stadt reiten. In der Speisekammer einer Rinderranch gibt es solche Dinge nämlich nicht. Man kann hier Salz, Zucker, Mehl und Bohnen finden, und wenn man Glück hat, ein paar Dosenpfirsiche, aber nicht diese Zutaten.

Da Lee für seine beiden Sattelpartner ohnehin Geschenke besorgen will, hat er sich freiwillig für diesen Ritt gemeldet.

Während er also sein Pferd nach Tascosa lenkt, zerbricht er sich den Kopf darüber, was er Ben und Bill schenken könnte. Nach kurzem Nachdenken kommt er zu dem Schluss, dass es für Ben wahrscheinlich ein 2 Unzen Beutelchen Durhamtabak mit orangefarbenem Reispapier geben wird und für Bill eine dunkelrote Bandana. Oder soll es für Bill doch ein Päckchen Arbuckle Kaffee werden, das um diese Zeit immer ein Plättchen Pfefferminzbonbons enthält, hinter dem Bill her ist wie der Teufel hinter einer armen Seele?

Bevor er sich zu einem endgültigen Entschluss durchringen kann, beginnt der Braune unter ihm plötzlich schrill zu wiehern und Lee hat jetzt ganz andere Probleme. Als er zur Seite blickt, erkennt er rechts zwei Büffelwölfe, die sich verstohlen an ihn heranschleichen.

Lee zuckt zusammen.

Normalerweise hat ein Mann wenig vor Wölfen zu befürchten. Aber der Winter ist diesmal besonders hart und die Tiere sind offensichtlich ausgehungert. Außerdem sind es Büffelwölfe, also Tiere, die sich nicht davor scheuen, auch ausgewachsene Bisons oder Longhornbullen anzugreifen. Als Lee jetzt sein Gewehr aus dem Scabbard zieht, kann er noch zwei dunkle Gestalten erkennen, die keine hundert Fuß vor ihm auf dem schneebedeckten Boden hocken und ihn mit weit aufgerissenen Schnauzen anstarren.

Von links kommen drei weitere Wölfe und auch hinter ihm ist nun das gemeine Knurren der grauen Räuber zu hören. Das Pferd wirkt immer mehr verängstigt und tänzelt nervös zur Seite. So kann Lee keinen gezielten Schuss anbringen. Also schiebt er das Gewehr wieder zurück und trommelt dem Braunen die Hacken in die Weichen. Das Pferd bäumt sich wiehernd auf und prescht dann über den Trail. Das ist der Moment, in dem auch die Wölfe losrennen.

Der Hunger hat ihnen die Furcht vor dem Menschen genommen und deshalb greifen sie ihn jetzt offen an. Wie heulende, pelzige Teufel jagen sie auf Lee zu. Ihre roten Zungen hängen ihnen aus den Schnauzen und ihre Rippen

stechen bei jedem Schritt spitz hervor. Sie sind nur noch Haut und Knochen und deshalb lässt sie der Anblick des Pferdes mit seinem Reiter vor Hunger fast verrückt werden.

Obwohl Lee seinen Braunen ständig anspornt, kommen sie immer näher. Er kann die Schnelligkeit des Tieres in diesem unwirtlichen Gelände nicht richtig ausnutzen.

Es gibt hier unzählige tiefe Gräben, Mulden und Hunderte von Bächen, die teilweise versandet sind. Weil der Schnee aber alles zugedeckt hat, muss Lee aufpassen, wohin er sein Pferd lenkt.

Ein falscher Tritt, ein loser Stein oder ein versteckt gelegener Präriehundebau und sein Pferd bricht sich ein Bein. Dann steckt er wirklich in einer schlimmen Klemme.

Aber auch mit dem Pferd wird seine Not immer größer, denn die grauen Räuber kommen immer näher.

Einer der Wölfe erklimmt einen halbhohen Kalksteinfelsen und springt mit einem gewaltigen Satz auf Lee zu. Als der Armeescout aus den Augenwinkeln heraus den Schatten auf sich zufliegen sieht, reißt er seinen Colt aus dem Halfter und zieht den Abzug durch.

Das schwere Geschoss trifft die geifernde Bestie in den Kopf. Der Wolf überschlägt sich noch in der Luft und kracht zu Boden. Das Rudel lässt sich daraufhin etwas zurückfallen, um auf eine neue, vielleicht günstigere Gelegenheit zum Angriff zu warten.

Aber diese Gelegenheit kommt nicht mehr.

Denn jetzt kommt Sheriff Willingham den Überlandtrail hoch.

Mit seinem ersten Schuss zertrümmert er einen Schädel, mit den beiden nachfolgenden tötet er einen weiteren Wolf

und verwundet einen anderen schwer. Der Rest des Rudels ergreift die Flucht und bringt sich heulend zwischen den Felsen in Sicherheit. Der Sheriff senkt sein Gewehr und sieht zu, wie Lee Marlowe dem verletzten Wolf mit seinem Messer den Rest gibt.

»Das war knapp, Lee.«

Der ehemalige Armeescout nickt und beginnt sofort damit das Tier abzuhäuten. Er macht es mit schnellen, raschen Schnitten und wirkt dabei wie besessen. Als der Sheriff das seltsame Glänzen in seinen Augen sieht, beschließt er, Lee daraufhin einmal anzusprechen.

»Der Winter ist noch nicht einmal zur Hälfte vorüber und sie greifen jetzt schon einzelne Reisende an. Dieses Jahr scheint es besonders schlimm zu werden.«

»Du meinst, die Kälte wird noch eine Weile anhalten?«

»Ja«, sagt Lee und streckt dem Sternträger ein Wolfsfell entgegen.

»Die Zeichen der Natur sind nicht zu übersehen. Hier, sieh dir das an! Obwohl die Burschen nur noch Haut und Knochen sind, tragen sie in diesem Winter ein besonders dickes Fell. Wenn es mit der Kälte so weitergeht, werden wir mit ihnen noch ziemliche Schwierigkeiten bekommen.«

Willingham reibt sich nachdenklich das Kinn. »Ich fürchte, die haben wir schon.«

Lee Marlowe hört mit dem Abhäuten auf und starrt den Sheriff fragend an. Sein indianerhaftes, dunkles Gesicht wirkt jetzt kantig und hart.

»Wie meinst du das?«

»Ich habe einen Brief von meinem Amtskollegen aus dem Hartley-County erhalten. Dort treiben sie es anscheinend besonders schlimm. Sie haben bereits über einhundert Rin-

der gerissen und letzte Woche hat es dort auch schon den ersten Toten gegeben. Es hat den Zaunreiter einer kleinen Ranch in der Nähe von Middle Water erwischt. Von dem armen Teufel waren nur noch ein paar Knochen übrig, als man ihn gefunden hat. Sogar seine Reitstiefel und sein Waffengurt aus Büffelleder waren angefressen. Alles deutet darauf hin, dass die Wölfe weiter nach Süden ziehen.«

Nach diesen Worten kann Lee den Kummer des Sheriffs verstehen. Sie leben hier im Oldham-County und das befindet sich südlich von jenem Land, in dem die Wölfe momentan ihren Hunger stillen.

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich werde die umliegenden Ranches informieren, und wenn es gar zu schlimm wird, eine Wolfsjagd organisieren.«

»Das wird aber nicht einfach«, gibt Lee zu bedenken.

»Die meisten Rancher haben ihre Jungs über den Winter aus den Büchern gestrichen. Du wirst kaum genügend Männer finden, die bereit sind, in dieser Kälte auf Wolfsjagd zu gehen.«

Cape Willingham grinst wissend.

»Das glaube ich wiederum nicht. Das County wird nämlich eine Prämie von einem Dollar für ein Paar Wolfsöhren zahlen. Was denkst du wohl, wie viel Grubline Reiter ich mit dieser Aussicht in den Sattel bekomme?«

Lee Marlowe nickt anerkennend, weil er nun weiß, dass sich der Sheriff alles sehr wohl überlegt hat.

Er häutet noch die anderen Wölfe ab und übergibt die Felle Willingham. Dessen Pferd scheut erst ein wenig, als ihm der Geruch des Raubtierblutes in die Nase steigt, aber Cape ist ein guter Reiter und deshalb bekommt er es auch

sofort wieder in den Griff.

»Weshalb gibst du sie alle mir? Du hast ein Anrecht auf mindestens eines der Felle. Gerade für dich als Cowboy ist so ein warmes Fell doch eine feine Sache.«

»Ich will sie nicht. Ich hasse Wölfe!«, entgegnet Lee schärfer, als er es eigentlich beabsichtigt hat.

Der Sheriff betrachtet ihn aus ernsten Augen.

»Gibt es dafür einen Grund, den ich wissen sollte?«

Lee Marlowe blickt zu Boden und überlegt. Dann zeichnet er mit der Stiefelspitze Muster in den Schnee, während er stockend antwortet.

»Als ich noch Scout bei der Army war, ist etwas geschehen, das mich noch heute verfolgt.«

Willingham nickt und belässt es dabei. Er weiß, dass eine Regel im Ehrenkodex der Cowboys lautet: Du sollst dich nicht um die Vergangenheit deines Nächsten kümmern.

Wenn Lee Marlowe also darüber nicht reden will, bringt ihn keine irdische Macht auf dieser Welt dazu.

Auch im Winter gibt es auf einer Ranch immer etwas zu tun.

Man muss die Zäune kontrollieren, Wasserstellen vom Eis befreien, das Sattelleder und Zaumzeug fetten, damit es in der Kälte nicht brüchig wird, und man muss Raubzeug von seinem Land fernhalten. Aber nicht heute. Heute wird auf der Drei Balken Ranch nicht gearbeitet.

Es ist der vierundzwanzigste Dezember und deshalb befinden sich Ben Allison und seine beiden Sattelpartner schon seit dem Mittag in der Küche. Die Feuerstelle ver-

breitet eine bullernde Hitze und darum sitzen die Männer nur im Hemd am Tisch, während draußen der Dezemberwind um das Haus heult. In der rechten Küchenecke steht eine hüfthohe Zeder, die mit Girlanden, bunten Tüchern und selbst geschnitzten Holzfiguren geschmückt ist. Der Tisch biegt sich beinahe unter der Last der Speisen die Big Bill aufgetragen hat.

Nach dem Essen, als alle sicher sind, jeden Moment platzen zu müssen, werden die Geschenke verteilt. Es ist ein seltsames Bild, das sich einem Betrachter bietet, wenn er in diesem Moment heimlich zusehen könnte. Die drei sind harte Männer in einem harten Land. Jeder von ihnen hat schon getötet, gegen Indianer gekämpft, Broncos zugeritten und sich mit Klapperschlangen, Tornados und Banditen herumgeschlagen, aber als jetzt die Geschenke ausgepackt werden, verwandeln sich diese hartbeinigen Hombres wieder in kleine Jungs.

Ihre Gesichter sind seltsam gerötet, ihre Augen glänzen und keiner bringt einen Ton heraus. Sie sehen sich nur stumm an. Das Band der Kameradschaft zwischen ihnen ist in diesem Augenblick förmlich greifbar. Es sind keine großartigen oder besonders kostbaren Geschenke, aber sie kommen von Herzen und nur das zählt. Big Bill freut sich wie ein Kleinkind über die beiden Packungen Arbuckle Kaffee und droht sogleich jeden zu erschießen, der sich an den darin enthaltenen Pfefferminzplätzchen vergreift.

Ben Allison nickt den Männern dankbar entgegen, als er den Tabaksbeutel öffnet und den würzigen Geruch des Durhamtabaks einatmet. Dann kommt noch eine bunte Indianerdecke zum Vorschein, ein paar Conchas aus vernickeltem Blech und eine Flasche Rotaugenwhisky.

Aber nicht diese Pumaspuke, die in der Stadt aus-
geschenkt wird, sondern ein richtiger, abgelagerter feiner
Whisky. Das erkennt man schon an der noblen Flasche und
dem noch nobleren Etikett.

Der Schnaps rennt angenehm mild durch die Kehle und
verbreitet ein wohliges Feuer im Bauch.

Alle sehen jetzt aus, als wären sie nun mit sich und der
Welt zufrieden.

Nur Lee Marlowe hat ein säuerliches Lächeln auf den Lip-
pen.

Aber das liegt nicht an den Jungs, sondern an seinem Ge-
schenk. Er kann Baker und Allison allerdings keinen Vor-
wurf machen, sie haben sich wirklich bemüht.

Es kann ja keiner von ihnen wissen, was Lee über das
Paar Wolfsfellhandschuhe denkt, das sie ihm geschenkt ha-
ben.

Blaubauchehre

Jack Miller liegt hinter einem Dogwoodstrauch und hat
eine Lanze in der Brust.

Er hält den abgebrochenen Schaft mit beiden Händen um-
klammert und in seinen blicklosen Augen spiegelt sich der
graue Himmel von Texas.

Für die Länge eines Atemzuges verharrt Ben Allison im
Sattel und starrt auf den Toten nieder. In seinem kantigen
Gesicht zuckt kein Muskel, aber seine Rechte krampft sich
so fest um den zerschrammten Holzgriff seines Colts, dass
die Knöchel weiß unter der Haut hervortreten. Dann hebt

er den Kopf und blickt sich prüfend um.

Im Land beginnen die ersten warmen Tage. In den Flüssen und Bächen bricht das Eis und an den Bäumen und Sträuchern zeigen sich die ersten grünen Stellen. Aber die Nächte sind immer noch bitterkalt und deshalb liegt auch hier noch zwischen den Büschen und in den Felsspalten Schnee. Dennoch ist der Tote nur mit Hemd und Hose bekleidet. Auch von seinem Pferd und seiner Ausrüstung fehlt jede Spur. Beides muss aber noch bis kurz vor seinem Tod in seinem Besitz gewesen sein, denn der Mann war ein Cowboy. Ben sieht es an den Lassoarben auf seinen Handrücken und außerdem kennt er Jack Miller.

Dann tasten seine eisblauen Augen den Boden Zoll um Zoll ab und schon bald weiß er Bescheid über das, was sich hier zugetragen hat.

Es ist die Zeit, in der Männer wie Lone - Wolf, Satanta oder Quannah - Parker ein letztes Mal versuchen, sich gegen den weißen Mann zu stellen. Aber das ahnt Ben Allison zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Er erkennt aus den Spuren nur heraus, dass schon wieder ein Cowboy von den Indianern umgebracht wurde.

Eigentlich ist Ben Allison unterwegs, um nach Brush-Rindern Ausschau zu halten, die man im Frühjahr wieder einfangen will, um sie zu verkaufen. Er ist also nur auf seinem Pferd unterwegs. Da die Leiche des Cowboys steif gefroren ist wie ein Brett, ist es ihm nicht möglich, den Toten in die nächste Stadt zu bringen. Also zerrt er den Unglücklichen in eine Felsspalte.

Dann hackt er mit seinem Handbeil, das er immer in den Satteltaschen mit sich führt, ein paar Dornenbüsche ab und deckt mit diesen den Toten notdürftig zu. Obenauf schich-

tet er einige lose Felsbrocken und Kalksteinplatten.

Schließlich zündet er noch den Inhalt einer Patrone über dem provisorischen Grab an, damit der Pulvergestank den Geruch des Toten überdeckt und dadurch die wilden Tiere von seinem Grab abgehalten werden. Danach zieht er sein Pferd herum, um den Sheriff in Tascosa zu informieren. Aber das macht er erst, nachdem er den Jungs auf der Drei Balken Bescheid gegeben hat.

Als er Tascosa erreicht, ist es bereits kurz nach Mittag und es ist immer noch empfindlich kalt. Der Himmel ist grau und ohne Sonne und der Wind, der aus Nordwesten durch die Straßen streicht, eisig. Deshalb ist Ben Allison auch nicht darüber verwundert, dass nur eine Handvoll Menschen auf den Straßen zu sehen ist.

Aber dafür sieht er noch etwas anderes, nämlich ein halbes Dutzend hochbeiniger Soldatenpferde, die vor dem Haus des Friedensrichters am Haltebalken angeleint sind. Daneben steht ein zweispänniger Bagagewagen der Armee.

In ihm werden hauptsächlich hochrangige Offiziere befördert oder ...

Nein, Ben Allison will nicht weiter darüber nachdenken, alleine schon der Gedanke daran ist absurd.

Er stellt sein Pferd also dazu, gleitet aus dem Sattel und öffnet die Eingangstür. Als er diese hinter sich schließt, kommt ihm sofort Richter Dills entgegen.

»Ben, Sie schickt uns der Himmel. Sie kommen gerade im rechten Augenblick.«

Ben Allison zuckt zusammen.

Er ist ein Mann der Weide, wortkarg, besonnen, vielleicht auch etwas eigenbrötlerisch, aber was er anpackt, hat Hand und Fuß. Deshalb verliert er bei all seinem Tun und Wirken auch nie allzu viele Worte und braucht dazu auch kein großes Publikum, doch genau das erwartet ihn aber jetzt im Haus des Richters. Auf der linken Seite von Dills Wohnzimmer stehen sechs Soldaten Spalier, die alle einen ziemlich durchgefrorenen Eindruck machen. Neben dem Richter befindet sich ein Offizier, der gerade an einem Glas Brandy nippt, und hinter diesen beiden hat es sich eine junge Frau auf dem Wohnzimmersofa von Dills bequem gemacht.

Diese Narren, denkt Ben, also kam in dem Wagen doch eine Frau mit den Soldaten in die Stadt.

»Was wollen sie damit sagen?«, fragt er hart, weil ihm die ganze Situation sichtlich Unbehagen bereitet.

»Ich wüsste keinen besseren Führer, der diese Reisegruppe nach Fort Elliott bringen könnte als Sie.«

Ben Allison verzieht das Gesicht, als hätte er soeben eine schleimige Kröte verschluckt.

»Richter, ich bin ein Brasadarancher und nicht das Kindermädchen der Army. Das Frühjahr steht vor der Tür und es gibt auf der Drei Balken eine Menge zu tun.«

Der Offizier stellt sein Glas hart auf einem kleinen Tischchen neben dem Sofa ab und mustert Ben sichtlich pikiert.

»Wollen Sie damit etwa andeuten, dass Sie nicht bereit sind, uns nach Fort Elliott zu bringen, obwohl sich eine Lady in unserer Mitte befindet?«

Ben Allison wirft einen kurzen Blick auf die Frau, bemerkt ihr cremefarbenes Kleid mit dem eng anliegenden

Oberteil und dem kleinen, schwarzen Hut, der keck auf ihrer fülligen, dunklen Haarpracht drapiert ist, und schüttelt den Kopf.

»So könnte man es auch nennen, Lieutenant. An erster Stelle muss ich zunächst einmal an mich und meine Jungs denken. Wenn mir in der Brasada ein Rind seine Hörner in den Leib rammt, hilft mir ja auch keiner von euch Uniformierten. Zudem halte ich es für eine ausgesprochene Schnapsidee, gerade jetzt über Land zu reisen, noch dazu mit einer Frau.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich habe heute Morgen Jack Miller begraben müssen. Er ist in diesem Monat bereits der Dritte, den die Indianer umgebracht haben. Durch die Aktionen der Army werden viele Stämme daran gehindert, den nach Süden ziehenden Büffelherden zu folgen, um sich zu versorgen. Die umliegenden Reservationen platzen aus allen Nähten und es gibt dort nirgendwo mehr genügend zu essen. Aus den Bergen Neu-Mexikos kommen die Jicarillas, aus den Reservationen die Mimbrenjos und Chiricahuas und westlich vom Pecos die Kiowas, Comanchen und Mescaleros. Sie strömen in dieses Land und lauern auf alles und jeden, der nur irgendwie Beute verspricht.«

»Dieser Nahrungsmangel ist ein Problem fehlender Logistik und Sache des Indianerministeriums und der Reservationsverwaltungen, nicht das der Armee.«

»Das mag schon sein«, entgegnet Allison. »Aber Tatsache ist, durch dieses Land streifen Hunderte von hungrigen und wütenden Indianern und Sie wollen, dass ich eine Gruppe von sieben Soldaten und einer Frau durch eben diese Gegend führe. Wissen Sie eigentlich, was die Indianer

mit der Frau anstellen werden, wenn sie ihnen in die Hände fällt? Sie werden sie wie läufige Hunde besteigen. Wenn der Letzte der Horde mit ihr fertig ist, fängt der Erste wieder damit an seinen ...«

»Genug!«, donnert der Offizier. »Noch ein paar solcher Worte in Gegenwart dieser Lady und ich lasse Sie in Ketten legen. Ihre Vermutungen sind absolut haltlos und dienen nur dazu, Miss Walker in Angst zu versetzen. Keiner dieser Wilden wird es wagen, eine reguläre Abteilung der US-Armee anzugreifen. Geben Sie doch einfach zu, dass Sie Angst haben uns zu begleiten.«

Jetzt wird Allison allmählich wütend. »Von was träumen Sie nachts, Lieutenant?«, erwidert er scharf. »Was glauben Sie denn eigentlich, was Sie mit Ihren jämmerlichen sechs Mann gegen einhundert Comanchen ausrichten können?«

Jetzt mischt sich der Richter ein, weil er erkennt, dass hier bald Kugeln fliegen werden, denn kein Brasadareiter lässt sich ungestraft einen Feigling nennen. Dieser Heißsporn von Offizier hat vom wahren Leben im Panhandle so viel Ahnung hat wie eine Kuh vom Sonntag. Er kommt frisch von einer Militärakademie aus dem Osten und brennt sichtlich darauf das Gelernte umzusetzen. Aber die Brasada ist kein Sandkasten für irgendwelche militärischen Planspiele aus Büchern, sondern brutale Realität. Und hungernde und wütende Indianer verhalten sich nicht so, wie es die Theorie vorsieht. Das weiß Ben Allison und das weiß auch der Richter.

»Ich glaube, Sie sollten auf Mister Allison hören«, sagt der Friedensrichter deshalb. »Er lebt lange genug in diesem Land, um die momentane Lage einschätzen zu können und wenn er sagt, dass es zu gefährlich ist, um weiter nach Fort

Elliott zu reisen, sollten Sie seinen Rat befolgen und vorläufig hier in Tascosa bleiben.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage«, braust der Offizier auf. »Ich werde Miss Walker zu ihrem Mann ins Fort bringen und kein verlauster Wilder wird mich daran hindern.«

Dann streift er Ben Allison mit einem verächtlichen Blick, während er den Soldaten neue Befehle gibt.

»Fertig machen zum Aufsitzen, Männer. Wir machen einen kleinen Erkundungsritt durch die Umgebung. Alleine schon, um diesem Kuhjungen hier zu zeigen, dass es die Indianer nicht wagen werden, uns anzugreifen.«

Was er sonst noch alles sagen will, erfährt Ben Allison nicht mehr, denn die Soldaten verlassen nun das Haus und reiten sofort los. Kopfschüttelnd blickt Allison der Patrouille nach.

Dann dreht er sich um und betrachtet die Frau mit ernstem Gesicht.

»Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Miss Walker, ich würde Ihnen empfehlen, vorläufig hier in der Stadt zu bleiben. Dieser Offizier ist der größte Dummkopf, dem ich jemals begegnet bin.«

Die Frau reißt ungläubig die Augen auf und starrt Ben ärgerlich an.

»Wie kommen Sie dazu, so über Lieutenant Mulford zu reden?«, empört sie sich. »Er ist ein Ehrenmann und ein ausgezeichneter Offizier. Als mein Mann wegen der Feldzüge gegen die Indianer von Fort Union nach Fort Elliott abkommandiert wurde, hat er sich spontan dazu bereit erklärt, mich dorthin zu begleiten. Der Lieutenant ist ein Gentleman, was man von Ihnen ja wohl nicht behaupten kann.«

Ein bitteres Grinsen huscht über Allisons Gesicht.

»Dafür wird Ihr Lieutenant ziemlich bald ein toter Gentleman sein, wenn er so weiter macht.«

Die Frau zuckt erschrocken zusammen. »Wie meinen Sie das?«

»Zunächst einmal kümmert sich jeder halbwegs vernünftige Reiter um sein Pferd, wenn er eine Rast macht, und dann erst um sich selber. Es nützt mir nichts, wenn ich mir meinen Arsch wärme und das Pferd, auf das ich mich verlassen muss, irgendwo in der Wildnis vor Hunger, Durst oder Erschöpfung zusammenbricht. Falls Sie es noch nicht wissen, ohne Pferd ist man da draußen ziemlich verloren. Dann reitet dieser ehrenwerte Soldat, wie Sie ihn nennen, ohne Führer durch ein ihm fremdes Land, das von feindlichen Indianern bewohnt ist, und zudem hält er es nicht für notwendig, den Rat von jemandem anzunehmen, der schon mehr als ein paar Tage in diesem Land verbracht hat. Seine verdammte Ehre wird ihn noch um Kopf und Kragen bringen. Das hier ist nämlich die Brasada und nicht der Offiziersball von Fort Elliott.«

Damit hat er alles gesagt, was zu sagen ist, und nachdem er sich grüßend mit dem Zeigefinger an seine Hutkrempe getippt hat, verlässt Ben Allison das Haus des Richters, um sich in Dunns Saloon vor dem Heimweg noch einen Drink und eine warme Mahlzeit zu genehmigen.

Nachdem er sich mit einem Krug Ingwerbier und zwei Whiskys aufgewärmt und dazu eine ordentliche Portion Eier mit Speck verdrückt hat, macht sich Ben allmählich

wieder auf den Heimweg. Es ist jetzt zwei Stunden her, seit er Dunns Saloon betreten hat, während die Blaubäuche aus der Stadt geritten sind. Jetzt, als er nach Hause reiten will, kommen sie wieder zurück. Das Pferd des Lieutenant ist leer, stattdessen steckt ein Pfeil im Sattelleder und zwei weitere Soldaten können sich kaum noch auf dem Rücken ihrer Pferde halten. Ihre Uniformen sind an vielen Stellen blutdurchtränkt.

Nach einer kurzen Unterredung mit dem Richter verzichtet Miss Walker vorläufig darauf, ihren Gatten zu besuchen. Denn der stolze Lieutenant ist tot und zwei Soldaten haben schlimme Schusswunden, einer von ihnen wird bis zum Abend ebenfalls sterben.

Verdammte Blaubauchehre, denkt Ben Allison bitter.

Wenn die Ciboleros reiten

Die Büffeljäger kommen von Osten her über das Land und zügeln ihre Pferde auf einer Hügelkette.

Es sind harte Männer mit langen, pechschwarzen Haaren und dunkelbrauner, verbrannter Haut, weil sie ständig Sonne, Wind und Staub ausgesetzt sind. Ihre Kleidung besteht aus Pferdedecken, Büffelfell und bunten indianischen Tüchern.

Sie selber nennen sich Ciboleros und sie leben von der Büffeljagd. Es sind viele Mexikaner unter ihnen, einige Halbindianer und nur ganz wenige Weiße, aber dennoch sind es Männer, die im ganzen Land geachtet werden. Im Gegensatz zu den weißen Büffelschlächtern auf den Plains

nämlich, die aus sicherer Entfernung die Tiere mit ihren schweren Sharps-Büchsen gleich reihenweise zur Strecke bringen, lehnen die Ciboleros Feuerwaffen ab und jagen die Büffel nur mit Lanzen und Messern.

Deshalb ist jeder von ihnen auch so stolz darauf, zur Gilde der Ciboleros zu gehören.

Ihre Gesichter beginnen zu glühen, als sie sich im Sattel vorbeugen.

Endlich kommt die Herde näher.

Die Luft ist plötzlich voller Staub, der sich wie eine zweite Haut auf die Männer legt. Die Ciboleros spüren bis in die Sättel hinein, wie der Boden unter den Hufen ihrer Pferde zu vibrieren beginnt. Kurze Zeit später wälzt sich die riesige Herde heran. Das Land verschwindet unter unzähligen, braunen Leibern, die sich schwerfällig vorwärtsbewegen. Ein scharfer, beißender Geruch erfüllt die Luft und dann scheint das Panhandle nur noch aus graubraunen Tierrücken, zottigem Fell und riesigen, kantigen Büffelschädeln zu bestehen.

Die Männer lenken ihre Pferde auf die Herde zu und bringen sie mit wilden Schreien und dem Knallen von Peitschen zum Rennen. Je schneller die Tiere laufen, umso enger rückt die Herde zusammen. Das ist dann der Moment, in dem die Ciboleros angreifen.

Neben den Büffeln herjagend versuchen die Männer, den Tieren mit ihrer Lanze durch die Rippen hindurch in die Lunge zu stechen. Diese Lanzen sind sechs bis acht Fuß lang und ihre Spitze ist aus einem alten Bajonett, einer Feile oder einem Häutemesser gemacht. Die Ciboleros bevorzugen eigentlich Jungtiere und Kühe, weil deren Fleisch zarter ist und diese Tiere leichter zu töten sind, aber einer aus

ihrer Mitte will sich aus irgendwelchen Gründen dennoch mit einem Bullen messen.

Dieser Mann ist jung, hager und seine Augen funkeln wild wie schwarzer Obsidian.

Der Büffel aber, den er sich ausgesucht hat, ist ein alter, erfahrener Bulle mit einem moosbesetzten Fell und einem spitzen, gebogenen Hörnerpaar auf dem riesigen Schädel.

Dieses Tier macht plötzlich eine Drehung und schlitzt mit seinen Hörnern den Leib des angreifenden Pferdes auf. Wie mit einem scharfen Messer wird die Haut vom Hals den Bauch entlang bis zu den Hinterbeinen aufgerissen und mitten im Galopp quellen die Eingeweide des Tieres in dampfenden Haufen aus dem Pferd heraus.

Das Pferd strauchelt, knickt mit den Vorderbeinen ein und der Reiter wird aus dem Sattel geschleudert. Der Mann kracht zu Boden und dann trampeln mindestens ein Dutzend dieser tonnenschweren Büffel über ihn hinweg.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang kommt ein Reiter auf die Drei Balken zu, der fast gänzlich in eine bunte Indianerdecke gehüllt ist.

Lee Marlowe erkennt Benito Hernandez, den Anführer der Ciboleros von Tascosa.

Als er im Hof sein Pferd zügelt und die weite Decke auseinander schlägt, kann Lee sehen, dass er einen Jungen in seinen Armen hält. Der nackte Oberkörper ist mit bluroten Blutergüssen, Kratzern und Rissen übersät und am Kopf hat er eine klaffende Wunde, auf deren Grund man den weißen Schädelknochen sehen kann. Alles ist voller Blut

und dennoch klingt Benitos Stimme ziemlich gefasst, als er spricht.

»Kann ich für meinen Sohn einen Schluck Wasser bekommen?«

Lee Marlowe nickt und nimmt dem Cibolero den Verletzten ab, während dieser aus dem Sattel gleitet.

»Was ist passiert?«

Der Cibolero zuckt mit den Schultern. »Der Junge ist selber schuld. Was muss er sich auch mit dem erfahrensten Bullen der ganzen Herde anlegen? Eigentlich hätte ich ihn liegen lassen sollen, aber verdammt noch mal, er ist mein Sohn.«

»Was willst du jetzt tun?«

»Ich werde ihn in die Stadt zu Doktor Hoyt bringen, und wenn er in spätestens zwei Wochen nicht wieder mitarbeitet, trete ich beiden in den Arsch. Dem Doktor, weil er es trotz meines sauer verdienten Geldes nicht geschafft hat, den Jungen gesund zu machen, und meinem Sohn, weil er so dumm war, als Unerfahrenster aus unserer Gruppe es gleich mit dem ältesten Bullen zu versuchen.«

»So einfach ist das nicht, die Wunde am Kopf ist ziemlich tief.«

Benito schüttelt den Kopf. »Doktor Hoyt wird das schon richten. Danach wird der Junge drei Tage lang Hiusache-Tee trinken und ein paar Chiltipiquines kauen und so schnell wieder auf die Beine kommen.«

Lee Marlowe trägt den etwa fünfzehnjährigen Jungen ins Haus. Der Büffeljäger versorgt zunächst sein Pferd und folgt erst dann dem Cowboy. Als er den einfach eingerichteten Küchenraum der Drei Balken dann betritt, sitzt dort sein Sohn am Tisch, während ihm Big Bill den Inhalt eines

Zinnbechers einflößt. Der Junge ist bei Bewusstsein, hat die Augen offen und schluckt dankbar das Gebräu, welches ihm der riesenhafte Cowboy zum Trinken gibt.

»Diese Brühe besteht nur aus Fleisch, Knochen und wilden Zwiebeln und hat drei Tage lang auf dem Feuer gekocht. Es gibt nichts Nahrhafteres und Wärmenderes für einen Mann um diese Jahreszeit«, erklärt Big Bill. »Du wirst sehen, auch dein Junge kommt dadurch schnell wieder auf die Beine.«

Benito Hernandez deutet auf die schlimme Kopfwunde seines Sohnes. »Das glaube ich, aber dennoch sollte der Arzt einen Blick auf die Wunde werfen, sie ist ziemlich tief.«

Er nimmt einen Kaffee aus Ben Allisons Hand entgegen. Als er den leeren Becher auf den Tisch zurückstellt, nickt er den Männern dankbar zu. Seinem Sohn sind inzwischen wieder die Augen zugefallen.

»Danke für den Kaffee und die Brühe. Wenn der Junge wieder mit uns reiten kann, wird er euch das Fell des ersten Büffels, den er erlegt, vor die Türe legen.«

Dann nimmt er den Jungen wieder in seine Arme, schlingt die Decke um seine Schultern und geht hinaus. Kopfschüttelnd sieht ihm Big Bill nach.

»Er wird den Jungen umbringen, wenn er mit ihm in diesem Zustand weiter reitet. Wir sollten ihn davon überzeugen, dass es für seinen Sohn besser ist, wenn sie hier auf den Doc warten.«

»Wenn die Ciboleros reiten, gibt es keine Macht auf der Welt, die sie davon abhalten kann«, widerspricht Lee Marlowe. »Außerdem denke ich, dass die Wunde nur äußerlich so schlimm ist. Hatte der Junge nicht die Augen offen und

uns zugenickt, als er von der Brühe getrunken hat? Ich denke mal, der Cibolero weiß schon, was nötig ist oder getan werden muss.«

»Wir sollten uns demnächst nach einem vierten Mann umsehen.«

Überrascht blicken Lee und Bill auf und starren Ben Allison verständnislos an. Zu sehr sind sie noch mit dem Schicksal des jungen Ciboleros beschäftigt, deshalb trifft sie Bens Aussage völlig unvorbereitet.

»Wie kommst du jetzt darauf?«, will Big Bill wissen.

Ben Allison deutet auf die Eingangstür.

»Der Junge hat mich darauf gebracht. Spätestens in drei Wochen ist es wieder so weit, dass wir hinausreiten können. Schon das letzte Mal hat es sich gelohnt, und weil in Fort Bascom immer noch Rinder gebraucht werden, sollten wir diesmal die Sache überlegter angehen. Dazu brauchen wir einen Mann mehr, frisches Blut sozusagen.«

»Ein weiterer Mann bedeutet zwangsläufig nicht mehr Rinder, aber er bedeutet mehr Kosten. Wir sollten uns das genau überlegen«, gibt Lee zu bedenken.

»Yeah!«, sagt Bill Baker. »Was soll das Gerede von einem neuen Mann eigentlich? Hat uns der Gewinn vom letzten Viehauftrieb nicht ein Ranchhaus aus soliden Holzbalken, einen gebrauchten Farmwagen und eine volle Speisekammer beschert? Okay, statt das restliche Geld den Mädels im *Sechzehn Arschbackenhaus* zwischen die Möpfe zu stecken, hätten wir es ebenfalls in die Ranch investieren können, aber ich denke mal, das war der Spaß wert. Außerdem

kann ein richtiger Mann die Nächte nicht ständig mit seiner ersten Freundin verbringen.«

»Seiner ersten Freundin?«, fragt Lee irritiert.

Statt einer Antwort beginnt Big Bill zu grinsen und vollführt mit der Rechten eine auf und abwärts gleitende Schüttelbewegung, die unter Männern überall auf der Welt verstanden wird.

»Mabel Faust!«, fügt er überflüssigerweise hinzu.

Der sonst so ernst wirkende weißblonde Texaner Allison beginnt nun ebenfalls zu grinsen.

»Trotzdem müsst ihr zugeben, dass ein weiterer Mann uns einige überflüssige Arbeiten abnehmen kann. Die Zeit, die wir mit Kochen, Pferde satteln und ähnlichen Dingen verbringen, reicht aus, um weitere zehn Rinder einzufangen. Zehn Rinder aber bedeuten in Fort Bascom 240 Dollar zusätzlich, ein neuer Mann kostet uns pro Monat dreißig Dollar, ein Ranchboy höchstens fünfzehn. So müsst ihr das Ganze sehen, wir sind schließlich seit letztem Jahr unter die Viehzüchter gegangen. Und wenn wir nicht gewinnorientiert weiterarbeiten, kann unser Traum von der Ranch wieder ziemlich schnell platzen.«

»Was zur Hölle ist mit dir los, bist du jetzt auch unter die profitgierigen Pfeffersäcke aus dem Norden gegangen, die den Dollar über ein Menschenleben stellen?«, will Bill ärgerlich wissen.

Ben schüttelt den Kopf. »Das gerade nicht, Amigo. Andererseits will ich auch nicht unbedingt ständig von der Hand in den Mund leben, auch als Small-Rancher, wie wir es sind, hat man nun mal so seine Pläne.«

»Genau so ist es«, bestätigt Lee. »Wir werden alle nicht jünger. Und wenn ihr ehrlich seid, betrachtet doch jeder

von uns diese Ranch als eine Art Altersversorgung. Was also ist schlecht an dem Gedanken sich zu überlegen, wie man mehr Geld verdienen kann, und sei es nur, um es noch einen Tag länger im Sechzehn Arschbackenhaus auszuhalten?«

Jetzt nickt auch Big Bill. »Verdammt, ihr habt recht, Jungs. Von dieser Seite aus habe ich das Ganze noch gar nicht betrachtet.«

Während er jetzt auf den Herd zugeht, um Kaffeewasser aufzusetzen, schüttelt er den Kopf.

»Heavens, was könnte mir da nur alles entgehen? Wenn ich alleine an die Nächte mit der roten Kathy denke oder an Breitarsch-Lauras Fingerfertigkeiten. Mann, was würde ich nicht alles verpassen und das nur, weil ich nicht auf euch hören wollte?«

Ben und Lee beginnen zu grinsen.

Nicht nur weil sie Männer sind, sondern weil sie ähnliche Vorstellungen über das Leben haben wie eben ihr Sattelpartner Big Bill.

Als Ben Allison viele Tage später an einem Morgen die Augen aufschlägt, geschieht das nicht nur, weil er eine volle Blase hat, sondern auch deshalb, weil er der Meinung ist, irgendetwas gehört zu haben.

Während er sich aus seinen Decken schält, grunzen, schnarchen und furzen neben ihm seine Sattelpartner im Schlafraum. Es riecht nach Käsefüßen, Schweiß und ungewaschenen Kleidern, ganz so, wie es eben in einem Dreimännerhaushalt riecht, wo die ordnende Hand einer Frau

fehlt.

Ben richtet sich auf, schlägt die Decken gänzlich zurück und steigt mühsam aus dem Bett.

Verschlafen sieht er sich um.

Verdammt, denkt er, wenn ich nicht gleich meine Stiefel finde, muss ich barfuß über den Hof, ansonsten mache ich mir noch in die Hose. Da aber, wie schon erwähnt, die ordnende Hand einer Frau in diesem Männerhaushalt fehlt, liegen seine Stiefel irgendwo unter dem Bett und der Druck in seiner Blase wird immer stärker. Deshalb rennt er nun in Socken aus dem Haus.

Lieber auf einen Kaktus treten, als in die Hose zu machen, denkt er sich noch, als er an der Türschwelle über etwas stolpert. Weil aber jener Drang inzwischen übergroß geworden ist, nimmt er das Ding, über welches er gestolpert ist, erst in Augenschein, nachdem er sich erleichtert hat.

Dieses Ding entpuppt sich als ein frisches Fell, welches jemand gerade einem Büffel abgezogen hat.

Der Cibolero hat tatsächlich Wort gehalten, durchzuckt es Ben.

Dann huscht er vorsichtig in sein Bett zurück. Auch wenn er jetzt ein Small-Rancher ist und auf jeden Dollar achten muss, morgens um halb vier braucht selbst ein angehender Viehzüchter nicht unbedingt auf den Beinen sein.

Der neue Mann

Andrew Peacocks Pechsträhne beginnt in dem Moment, als er den Carizzo-Creek überquert.

Er lenkt sein Pferd durch den Bach, der zu dieser Jahreszeit nicht mehr als ein jämmerliches Rinnsal ist, und als er mit seinem Gaul endlich das andere Ufer erreicht hat, umzingeln sie ihn von allen Seiten.

Sie tauchen scheinbar aus dem Nichts auf, ohne zu brüllen und ohne zu schießen.

Ein paar von ihnen kommen von links, die anderen von rechts und der Rest von vorn. Die Falle, in die Peacock hineingeraten ist, schließt sich wie eine Schere, die zuschnappt.

Es sind sieben Kotsotekacomanchen, die ihm mit ihren gescheckten Pferden den weiteren Weg versperren. Bevor er in irgendeiner Weise reagieren kann, sind sie heran, packen sein Pferd an der Gebisskette, ehe es zurückscheuen kann, und reißen Peacock das Gewehr aus dem Scabbard und den Colt aus dem Holster.

Einer der Comanchen, ein älterer Krieger mit scharf hervorstehenden Wangenknochen und einem runzeligen Gesicht, mustert ihn schweigend. Das lange dunkle Haar, das ihm bis auf die Schultern fällt, ist von vielen grauen Strähnen durchzogen und hat die Farbe von mattem Silber.

»Wir wollen dich nicht töten.« Die Worte des Indianers sind zwar mehr gegrunt als gesprochen, aber dennoch ist sein Englisch gut verständlich. Dieser Krieger hat sicherlich schon an die fünfzig Winter erlebt und deshalb ist er erfahren genug, um die Sprache der Weißaugen zu beherrschen. »Aber eure Soldaten vertreiben uns aus unserem Land, unsere Frauen und Kinder hungern, und deshalb brauchen wir alles an Pferden und Waffen, was wir finden können. Mein Herz ist traurig, weil wir wie Diebe über das Land unserer Väter ziehen, aber es sind schlimme Zeiten. Wirst

du uns Schwierigkeiten machen?«

Andrew Peacock schüttelt den Kopf, indes er aus dem Sattel steigt.

Was soll er auch tun?

Es sind zwei Gewehre und vier Kriegsbogen mit Pfeilen auf ihn gerichtet und auf diese Entfernung können nicht alle daneben schießen. Als sie mit seinem Pferd, seinen Waffen und seiner Ausrüstung davonreiten, hört er von den Indianern kein Jubelgeschrei und auch ihre Mienen sind nicht besonders feindselig. Irgendwie kann Andrew die Comanchen verstehen, aber nachdem er in seinen hochhackigen Cowboystiefeln fast eine Meile am Carizzo-Creek entlanggelaufen ist, wird seine Wut auf die Indianer in dem Maße größer wie die Blasen an seinen Füßen.

Lee Marlowe nähert sich nach seinem Kontrollritt von Norden her der Drei Balken. Er muss nur noch den Carizzo-Creek überqueren und dann nicht ganz einen halben Tagesritt durch das Panhandle reiten. Aber als er oberhalb des Bachufers auf einem kiesbedeckten Landstrich sein Pferd zügelt, bietet sich seinen Augen ein seltsamer Anblick.

Am Ufer des Wasserlaufs sitzt ein hagerer, krummbeiniger Bursche, dem man den Weidereiter auf hundert Meilen gegen den Wind ansieht. Aber dieser Mann ist entgegen den Gepflogenheiten dieses Landes scheinbar gänzlich ohne Pferd und ohne Ausrüstung.

Außerdem taucht er seine Füße ständig in den Creek, obwohl das Wasser so kurz nach dem Ende der Schnee-

schmelze immer noch empfindlich kalt ist. Dazu flucht der Mann andauernd vor sich hin, und weil er anscheinend bereits über eine gewisse Lebenserfahrung verfügt, sind diese Flüche ziemlich drastisch.

Auch Lee Marlowe kennt so einige Redewendungen, aber die Worte dieses Mannes treiben wohl selbst einer Hafennutte aus St. Louis noch die Schamesröte ins Gesicht.

»Ho Amigo!«, ruft er den Mann an. »Was ist dir denn für eine Laus über die Leber gelaufen, dass du solche Worte von dir gibst?«

Andrew Peacock dreht den Kopf, mustert Lee einen Moment lang abschätzend und beginnt dann zu seufzen. »Bis heute Morgen hatte ich noch ein Pferd, einen Job als Stallgehilfe in einem Mietstall in Aussicht, einen Colt und einen nagelneuen Mother Hubbard Sattel. Danach bin ich einem Kriegertrupp umherziehender Comanchen begegnet und jetzt besitze ich außer ein paar gewaltigen Blasen an den Füßen so gut wie gar nichts mehr. Warum also darf ich nicht über diese verlausten Hurensöhne fluchen?«

Lee Marlowe zuckt mit den Achseln und betrachtet den böse schimpfenden Burschen etwas genauer. Zwar gefällt ihm die Ausdrucksweise dieses Mannes nicht, aber andererseits kann er ihn irgendwie verstehen. Er zückt seinen Tabaksbeutel, spendiert dem Mann eine Zigarette und kommt mit ihm ins Gespräch. Eine halbe Stunde später ist klar, dass die Drei Balken einen neuen Mann beschäftigt.

Als sie dann die Ranch erreichen, kommt ihnen sogleich Big Bill aus dem Haus entgegen, denn wenn in diesem Land zwei Männer auf einem Pferd daher kommen, muss irgendetwas passiert sein.

Als Bill erleichtert festgestellt hat, dass sowohl Lee als

auch der Fremde unverletzt ist, verzieht er sein Gesicht zu einem spöttischen Grinsen.

»Verdienst du neuerdings dein Geld damit, indem du Fremde auf deinem Pferd mitreiten lässt?«

»Das ist Andrew, ich habe ihn draußen am Carizzo-Creek aufgelesen, Comanchen haben ihn überfallen«, antwortet Lee und geht erst gar nicht auf Bills Sticheleien ein.

»Comanchen, sagst du?«, erwidert Big Bill erstaunt. »Dafür sieht der Bursche aber noch ziemlich lebendig aus. Wenn ich daran denke, was die Roten erst vor Kurzem mit Jack Miller gemacht haben, heiliges Kanonenrohr, da hast du aber verdammt großes Glück gehabt, Andrew.«

»Also so groß war das Glück nun auch wieder nicht«, gibt Lee zu bedenken. »Die Comanchen waren halb verhungert. Die Armee sitzt ihnen seit dem Herbst im Nacken und lässt sie nicht zur Ruhe kommen. Wenn zu dem Trupp noch Frauen und Kinder gehören, gehen sie, wenn es geht, immer einem Kampf aus dem Weg. Das Pferd und die Waffen nützen ihnen mehr als der Skalp eines Cowboys, der vor seinem Ableben noch zwei oder drei Krieger zu ihren Ahnen befördert.«

Es ist dann zehn Tage später, als so langsam klar wird, dass Andrew Peacock gut auf die Drei Balken passt. Auch wenn Reiten, Schießen und das Einfangen von Rindern nicht zu seinen Stärken zählt, sein handwerkliches Geschick ist unübertroffen. Innerhalb kürzester Zeit verwandelt er mit Zedernholz und einigen Kistenbrettern aus dem Store von Tascosa die Küche in eine wohnliche Stube. Jetzt

steht nichts mehr auf dem Boden oder dem Tisch herum, sondern alles ist in Schrankfächern und Schubladen verstaut. Es gibt jetzt auch einen richtigen Tisch und ein halbes Dutzend Stühle, die diese Bezeichnung auch verdienen. Die alten Hocker und die Baumwurzel, auf der man bisher gesessen hat, finden sich im Stall wieder, der ebenfalls großzügig ausgebaut wird. Auch der alte Dornenbuschcorral verschwindet so nach und nach und macht einer stabilen Umzäunung aus soliden Balken Platz.

Andrew Peacock nimmt eine Menge Dinge in Angriff und verleiht der Ranch dadurch ein ganz neues Gesicht. Als das Frühjahr endlich wieder Besitz von der Brasada ergreift und die Männer sich aufmachen, eine neue Herde Brush-Rinder einzufangen, ist die Drei Balken nicht mehr wiederzuerkennen.

Der Stall, der ehemals ein halb in die Erde gegrabenes Loch war, ist jetzt ein Holzhaus mit einem großen Tor und einem Laderaum von fünfzehn Fuß in der Länge und zehn Fuß in der Breite und hoch genug, um mit einem Pferd hineinreiten zu können. In dem angrenzenden Corral ist Platz für mindestens zwei Dutzend Rinder und das Ranchhaus ist ein stabiler Adobelehmabau, der durch dicke Balken verstärkt wurde. Gewiss fehlt es noch an vielem, ein weiterer Stall zum Beispiel, um Futtermittel für die Rinder während des Winters einzulagern, ein paar Reservepferde, ein Windmühlenbrunnen für eine ständige Wasserversorgung oder aber der Ausbau des Ranchhauses. Irgendwann einmal möchte nämlich jeder der Männer gerne ein eigenes Zimmer besitzen, statt weiterhin in einem Schlafraum zu nächtigen, der nur mit sechs Betten ausgestattet ist, die zweistöckig übereinander an der fensterlosen Nordwand

stehen.

Aber sie gehen auf der Drei Balken erst in ihr zweites Jahr, und deshalb ist einfach noch nicht genügend Geld vorhanden für Dinge, die auf einer anderen Ranch schon längst selbstverständlich sind.

Es ist dann am Abend, bevor sie sich aufmachen, um erneut in die Brasada zu ziehen, und dort Rinder aus dem Buschland zu holen. Peacock hämmert im Licht einer Petroleumfunzel im Stall noch an irgendeinem Regal, Lee sitzt draußen auf dem hölzernen Vorbau und schnitzt wieder einmal an einem Stück Holz und Ben brütet über einem Stapel von Rechnungen, Bankauszügen und Quittungen für irgendwelche geleisteten Zahlungen.

»Irgendwie kann einem Andy richtig leidtun«, sagt Big Bill und setzt sich mit einer Kaffeetasse in der Hand neben Ben an den Tisch.

»Was soll das denn nun wieder heißen«, seufzt Allison und legt den Papierkram zur Seite.

Er kennt den riesenhaften Cowboy lange genug, um zu wissen, dass Bill irgendetwas los werden möchte. An eine konzentrierte Arbeit mit den Bankbelegen ist jetzt nicht mehr zu denken, Big Bill wird erst Ruhe geben, wenn er sich seinen Kummer von der Seele geredet hat.

»Jetzt sag bloß, dass dir noch nichts an unserem neuen Mann aufgefallen ist?«

»Was soll mir denn aufgefallen sein?«, seufzt Allison erneut und blickt den anderen fragend an.

»Das Einzige, was ich sehe, sind die Ergebnisse seiner Arbeit, und die gefallen mir ziemlich gut. Um unsere neue Küche beneidet uns sicherlich so manche Frau, und unser neuer Stall ist verdammt gut geraten. Wenn Andy in dem

Tempo weiter macht, besitzen wir bald die schönste Ranch im ganzen County. Ich überlege schon, ihn zu unserem Partner zu machen, also warum zum Teufel soll er mir leidtun?«

»Ist dir nicht aufgefallen, dass ihm das Pech förmlich an den Stiefeln klebt?«

»Was meinst du damit?«

»Seit er bei uns ist, hat er schon zwei Axtstiele zerbrochen, und als er versucht hat, sein erstes Brasadarind einzufangen, hat ihm die Kuh vier Vorderzähne ausgeschlagen.«

»Na und?«, sagt Ben Allison und zuckt mit den Achseln. »Das mit der Kuh hätte jedem von uns passieren können und das mit den Axtstielen ist kein Wunder. Andy hat in den letzten vier Wochen mehr mit dem Holzbeil gearbeitet als du in deinem ganzen Leben. Und wie viele Axtstiele hast du dabei zerbrochen? Also versuche hier nicht irgendwelche Dinge zu erklären, die ganz normale Ursachen haben.«

»Und was war letzte Woche? Du weißt ganz genau, dass es den Tod bedeutet, wenn ein Vogel ins Haus fliegt. Erst gestern hat er eine Spinne zertreten, und seit ich Andrew kenne, habe ich noch nie so oft drei schwarze Krähen auffliegen sehen. Das heißt, dass Unglück im Anflug ist. Glaube mir, seit ihn die Comanchen damals am Carizzo-Creek überfallen haben, hat ihn das Glück verlassen.«

Ben weiß, dass Big Bill ziemlich abergläubisch ist.

Wie alle Cowboys, die tagtäglich den Naturgesetzen der Wildnis unterworfen sind, ist auch er bis in seinem innersten Kern hinein davon überzeugt, dass ihr aller Leben einen gewissen Sinn in sich trägt.

Zwar ist er ein gläubiger Mensch, aber er hat auch von den Indianern und den Vaqueros naturmystische und gewisse religiöse Vorstellungen übernommen, in denen Unerklärliches zu erklären versucht wird.

Ben Allison kennt viele solcher Behauptungen.

Es bedeutet Unglück, wenn man einem Baby die Fingernägel schneidet, bevor es ein Jahr alt ist, wenn man freitags zu einer Reise aufbricht oder sein Haus durch eine andere Tür verlässt, als durch jene, durch die man hereingekommen ist. Man behauptet auch, dass es Regen gibt, wenn der Gelbhalskuckuck ruft oder dass Regen zu Ostern sieben Sonntage Regen hintereinander bedeuten. Man kann es in etwa mit den Bauernregeln im alten Europa vergleichen. Sicherlich ist da vieles dem Zufall überlassen, aber es gibt auch ein paar Dinge, die tatsächlich so passieren, wie es die Regeln voraussagen.

Ben Allison ist eigentlich ein sehr realistisch denkender Mensch, aber als jetzt Lee Marlow ins Haus zurückkommt und plötzlich ein Bild von der Wand fällt, nachdem er hinter sich die Tür ins Schloss gezogen hat, wird ihm doch etwas seltsam zumute.

Es ist zwar kein besonderes Bild, sondern lediglich das halb nackte Porträt einer unbekanntten Schönheit aus irgendeinem Kaufhauskatalog aus dem Osten, aber es ist ein Bild, das von der Wand gefallen ist, und damit ist eine weitere abergläubische Voraussagung erfüllt worden.

Big Bill ist bleich im Gesicht, als er an diesem Abend schlafen geht.

Drei Tage später dann werden seine schlimmsten Befürchtungen Wahrheit.

Es ist früher Nachmittag, als Andrew Peacock auf die

Ranch geritten kommt. Er steigt vom Pferd und betritt die Küche. Wortlos setzt er sich zu Bill und Lee an den Tisch.

»Was ist los, Andy? Wir sollten euch doch erst in zwei Stunden im Brushgebiet ablösen.«

Peacock nickt. »Ich weiß, aber Ben schickt mich. Ich bin gebissen worden.«

Erst jetzt zieht Andrew seine Jacke aus und zeigt den Männern seinen linken Arm. Dieser ist etwas geschwollen und man kann deutlich tiefe Bissspuren erkennen.

»Ein Stinktier«, sagt er nur, aber seine Stimme klingt wie brüchiges Glas.

»Tollwütig?«, fragt Big Bill erschrocken.

Andrew Peacock nickt schwer. »Ich nehme es an, das Brushgebiet ist ja voll von diesen Biestern und ein normales Tier fällt nie einen Menschen an. Es sei denn, er tritt in sein Nest.«

»Wie ist es passiert?«

»Mein Gaul hat plötzlich angefangen zu lahmen. Ich untersuchte ihn und fand einen Dorn in seinem rechten Vorderhuf. In diesem Moment kam das Biest aus dem Gebüsch. Ihr wisst ja, dass ich nicht besonders fix mit dem Colt bin. Als ich die Waffe endlich aus dem Halfter zog, hat es mich auch schon gebissen.«

Big Bill ist inzwischen leichenblass geworden und blickt ständig auf die Wunde und das darauf verschmierte Blut.

»Was hast du dann getan?«, fragt er leise.

Zwei Wochen später betritt Ben Allison das Büro von County Sheriff Cape Willingham.

»Unser Neuer, Andrew Peacock ist vor vierzehn Tagen von einem tollwütigen Stinktier gebissen worden.«

Willingham nickt. »Ich habe von der Sache gehört, und ...?«

»Er hat sich gestern Abend bei uns im Stall erschossen. Seine Augen waren schon ganz gelb und er hatte auch Fieber.«

»Armer Kerl, na ja, wenigstens hat er es mit Würde hinter sich gebracht. Ich kannte nämlich mal einen Burschen, der hatte sich danach fast ein halbes Pfund Fleisch aus dem Schenkel geschnitten und es hat trotzdem nichts genützt. Er fing an, streitlustig zu werden, bekam Schaum vor dem Mund und ist jedem mit dem Messer nachgerannt. Er ist dann jämmerlich erstickt, weil ihm niemand einen Colt in die Hand gedrückt hat.«

»Wir werden ihn auf den Hügeln hinter unserem Ranchhaus begraben. Dann kann er jeden Tag auf das hinunterblicken, was er mit seinen Händen geschaffen hat.«

»Das ist okay«, sagt Willingham. »Ich habe schon gehört, dass er ein richtiger Künstler mit dem Holz gewesen sein soll.«

Damit ist alles gesagt.

Sieben von zehn Cowboys sterben bei der Ausübung ihres Berufes an dem Biss eines tollwütigen Stinktieres, an den Folgen eines Blizzards, dem Hornstoß eines Longhornbullen oder durch Pumas, Wölfe, Klapperschlangen oder tödliche Infektionen. Obwohl sie in einer wilden Zeit in einem wilden Land leben, sterben kaum welche von ihnen durch eine Kugel, und noch weniger von ihnen als alte Männer im Bett.

Andrew Peacock ist einer von ihnen. Seine Pechsträhne

begann in dem Moment, als ihn die Comanchen überfielen und sie endete erst, als er sich eine Kugel in den Kopf schoss.

Bitterer Lohn

Seit Lee Marlowe unter die Ranchbesitzer gegangen ist, zündet er sich jeden Morgen nach dem Frühstück eine Zigarette an. Dann tritt er vor die Tür, blickt über die Brasada mit ihren weiten Ebenen, dem Dornbuschland, den Kalksteinfelsen und den unzähligen Bächen und Flüssen und erst dann beginnt er mit seinem Tagewerk.

So auch an diesem Morgen, als die Kavalleriepatrouille auf den Hof der Drei Balken kommt und vor dem Haupthaus absitzt.

Neben ihm kommt jetzt Big Bill Baker aus dem Haus. Natürlich nicht ohne vorher noch schnell mit einem Sauerteigbrötchen den Rest des Frühstücks, das wie immer aus Bohnen und Speck besteht, in der Pfanne zusammenzuscharen, um sich das Ganze dann auf dem Weg vom Tisch zur Tür hinter die Zähne zu schieben. Deshalb ist sein Mund jetzt auch vollgestopft mit Essen und Lee hat Mühe ihn zu verstehen.

»Warum bekomme ich eigentlich immer Magenschmerzen, wenn ich einen von diesen verdammten Blaubäuchen sehe?«

Lee zuckt mit den Achseln. »Geh hin und frag den Lieutenant.«

Der große Mann schüttelt entschlossen den Kopf. »Bevor

ich einem dieser Uniformierten nachlaufe, friert eher die Hölle zu.«

Dazu muss man wissen, dass Big Bill Baker im Bürgerkrieg aufseiten der Konföderation gekämpft hat. Er hat Bull Run und etliche andere, kleinere Schlachten überlebt und war bei der Kapitulation von Appomatox dabei. Dennoch hält er die Männer des Südens immer noch für die besseren Soldaten und selbst jetzt, fast ein Jahrzehnt nach dem Ende des Krieges, hat er noch eine starke Abneigung gegen alles, was eine blaue Uniform trägt.

Deswegen erwidert er auch den Gruß des schnauzbärtigen Lieutenant nicht, als dieser auf das Ranchhaus zukommt.

»Wer von Ihnen ist Lee Marlowe?«

»Wer will das wissen?«, entgegnet Lee, während sich seine Hand auf den zerschrammten Walnussholzgriff seines Colts legt.

Der Offizier zuckt merklich zusammen. Er ist erst fünf- undzwanzig, höchstens sechszwanzig, aber schon hart und erfahren. Der Dienst in der Brasada hat deutliche Spuren hinterlassen. Seine von der Sonne verbrannte Haut hat die Farbe von altem Kupfer und seine blonden Haare sind von Wind und Wetter genauso ausgebleichen wie die Rangabzeichen auf seinen Schulterklappen. Er spürt genau, dass der Gesuchte ein harter Mann ist, bei dem man sich seine Worte genau überlegen muss.

»Colonel Anderson lässt Ihnen ausrichten, dass er Sie sprechen möchte. Der Kommandant von Fort Bascom hält sich im Moment in Tascosa auf.«

»Was will ein Colonel der Armee von einem Brasadaran-cher?«

»Sie waren nicht immer ein Brasadarancher«, sagt der Lieutenant. »Über Sie gibt es noch etliche Unterlagen. Sie wissen doch, die Armee vergisst nie jemanden, der schon einmal gedient hat.«

Lee Marlowe verzieht beinahe schmerzhaft das Gesicht. Er hat es nicht besonders gerne, wenn man ihn an seine Vergangenheit als Kundschafter der Army erinnert.

»Und? «

Lee Marlowe blickt kurz zu Big Bill auf und dreht dann weiterhin bedächtig an seinem Reispapier und dem knapp bemessenen Häufchen Tabak. Dann lehnt er sich im Stuhl zurück und zündet die Zigarette an, während seine beiden Sattelpartner vor Neugierde beinahe platzen. Bevor er ihnen antworten wird, muss er aber zunächst einmal selber mit sich ins Reine kommen. Er ist gerade eben erst von der Unterredung mit dem Colonel aus der Stadt zurückgekommen und ihm schwirren noch so einige Gedanken durch den Kopf, über deren Folgen er sich erst einmal klar werden muss.

»Die Comanchen und Kiowas führen seit Jahrzehnten Krieg«, beginnt er. »Und seit Jahrzehnten rauben sie unsere Frauen und Kinder. Die meisten von ihnen sind noch am Leben.«

»Was hast du damit zu tun?«, will Ben Allison wissen.

»Anderson ist der neue Kommandant von Fort Bascom. Seit er seinen Dienst angetreten hat, bestürmen ihn mindestens dreißig Familien, ihre Angehörigen zurückzubringen. Weil sich der Bastard aber nicht damit zufrieden gibt nur

Fortkommandant zu spielen, sondern mit einem Posten im Kriegsministerium in Washington liebäugelt, hat er den Familien zugesichert, ihnen zu helfen. Dazu braucht er aber mich beziehungsweise meine Kenntnisse über dieses Land.«

»Hat er keine eigenen Scouts?«

»Doch, aber keinen, der so wie ich Häuptling Powderface persönlich kennt.«

»Und wenn du dich weigerst?«, fragt jetzt Big Bill.

»Dann nimmt er mir persönlich das Ganze ziemlich übel. Er schreibt dann einen Brief an den Gouverneur und ich werde zwangsrekrutiert. Wenn ich mich dann immer noch weigere, gelte ich als Deserteur und kann von jedem Landstreicher erschossen werden.«

»Hat er dir das in dieser Deutlichkeit gesagt?«

»Ein Stinktief braucht sich bei mir nicht vorzustellen, damit ich weiß, dass es da ist.«

»Zur Hölle mit diesen Blaubäuchen«, sagt Ben Allison. »Aber du hast recht. Wir gehen wirklich schlimmen Zeiten entgegen und dieser Anderson macht da keine Ausnahme. Seit sich das, was die Pfeffersäcke aus dem Norden Zivilisation nennen, immer mehr bei uns ausbreitet, zählen Dinge wie Ehre, Anstand und die Gültigkeit eines gegebenen Wortes nicht mehr. Die Zeitung hat den Colt ersetzt, das Geld den Stolz und die Machtgierigkeit einiger weniger die Ehre eines rechtschaffenen Mannes. Zahlt man dir wenigstens etwas für diesen Job?«

Lee zuckt erneut mit den Schultern. »Es war die Rede von zwanzig Dollar für jeden Gefangenen, den ich lebend zurückbringe.«

»Das wird ein verdammt bitterer Lohn, Lee.«

Lee Marlowe war lange genug Scout bei der Armee, um genau zu wissen, wo er mit seiner Suche beginnen muss.

Während die Soldaten, welche ihm bei der Suche nach den Gefangenen eigentlich unterstützen sollen, irgendwo im Panhandle herumirren und dort im Sand verzweifelt versuchen die Spuren der Indianer zu finden, reitet er direkt nach Tascosa.

Er bindet sein Pferd am Haltebalken vor Manuel Salinas Bodega an, betritt die Spelunke und marschiert schnurstracks auf jenen olivbraunen Mexikaner zu, der dort in der hintersten, dunkelsten Ecke vor einer Flasche Mescal sitzt.

Es befinden sich zwar noch drei weitere Mexikaner in dem Lokal, aber Lee interessiert sich nur für jenen Mann an dem Tisch.

Sein Name ist Pablo Ortega und obwohl jeder in diesem Land weiß, dass er ein Comanchero, Verbrecher und ausgemachter Schuft ist, wird er hier geduldet. Es sind Männer wie Ortega, über die man gestohlenes Vieh oder entführte Frauen und Kinder aus dem Indianerland zurückbekommen kann.

»Was macht ein Americano wie du in Manuels Cantina?«

»Die Armee will wieder einmal versuchen, entführte Weiße aus dem Comanchenland zurückzuholen. Deshalb brauche ich einige Informationen von dir.«

»Ola Amigo«, sagt Ortega, während er sein Schnapsglas zum Mund führt. »Solche Auskünfte könnten meine Geschäfte aber empfindlich stören. Da musst du schon einige Scheine locker machen. Also, was hast du anzubieten?«

Statt einer Antwort schlägt Lee Marlowe mit seiner Rech-

ten mit voller Kraft gegen das Trinkgefäß. Das Glas zersplittert im Mund des Mexikaners, der sofort zwischen den Zähnen und an den Lippen zu bluten beginnt.

»Madre de Dios«, flucht er.

»Meine Amigos werden dich dafür ...«

Was er sonst noch sagen will, erfährt Lee nicht mehr. Der ehemalige Armeescout dreht sich nämlich ruckartig um und zerschießt einem der heraneilenden Mexikaner die Schulter. Die anderen beiden Männer in dem Lokal bleiben stehen, als wären sie gegen eine unsichtbare Wand gelaufen und Manuel Salina verschwindet händeringend hinter seiner Theke. Lee Marlowe aber schiebt den noch rauchenden Lauf seiner Waffe jenem Mexikaner, der immer noch am Tisch sitzt, in den Mund und funkelt ihn mit blitzenden Augen an.

»Jetzt hör mir gut zu, Pablo Ortega! Ich werde dir genau drei Fragen stellen, und wenn ich der Meinung bin, dass du mich anlügst, werde ich meinen Finger um den Abzugsahn krümmen und danach wird dieser Colt mit deinem Hirn hier die Wände der Bodega tapezieren, hast du mich verstanden?«

Pablo Ortega beginnt heftig zu nicken, obwohl seine Zähne dabei ständig gegen den Lauf von Marlowes Waffe stoßen.

Die Soldaten kampieren etwa zehn Meilen vor der Stadt. Es sind zwölf Privates, ein Sergeant und ein Lieutenant. Dazu kommen noch zwei vierrädrige Armeewagen für den Rücktransport der Gefangenen und zwei Wagen, die in

Fort Bascom vom Zahlmeister der Armee bestückt worden sind. Darauf befinden sich Sachen wie Geschirr, Handwerkszeug, Wolldecken, ein paar Säcke mit Glasperlen und zwei Kisten mit ausrangierten Armeegewehren und anderen Dingen.

Schnell stellt Lee fest, das Colonel Anderson hauptsächlich Sachen ausgewählt hat, die Frauen brauchen. Nicht dumm, muss er anerkennen, denn jeder Indianer, der eine weibliche Gefangene hergeben soll, wird solchen Frauenkram brauchen, wenn er sich danach wieder nach einer Squaw umsehen muss.

»Wo zum Teufel haben Sie gesteckt?«, begrüßt ihn der Lieutenant, während sich Lee im Camp umsieht.

»Wir treffen uns mit den Comanchen übermorgen am Rio Blanco«, erwidert Lee anstelle einer Antwort.

»Sie bringen etwa ein Dutzend Gefangene mit. Ich hoffe, Ihre Geschenke können das halten, was sie versprechen.«

Der Soldat reißt überrascht die Augen auf. »Woher haben Sie diese Informationen? Zum Teufel, wir haben uns den ganzen Tag über den Hintern wund geritten und bekommen nichts als Sand, Steine und Staub zu sehen. Sie sind kaum in der Stadt und wissen schon mehr als das gesamte Büro der Armee für Indianerangelegenheiten.«

Lee Marlowe beginnt zu grinsen, obwohl er weiß, dass wegen der Schießerei noch ein klärendes Gespräch mit Sheriff Willingham ansteht. »Beziehungen«, sagt er nur und legt sich neben dem Campfeuer einfach auf den Boden. Bevor der Lieutenant noch weitere Fragen stellen kann, dringt bereits Lee Marlowes lautes Schnarchen durch die Nacht.

Als er dann am anderen Morgen mit den Soldaten zusammen aufbricht, bekommt er einen ersten Vorgeschmack da-

von, auf welcher bitteren Weise er sich sein Geld verdienen muss.

Er reitet Seite an Seite mit dem Lieutenant über das Land und während Lee die Augen offen hält und die Umgebung beobachtet, beginnt der Offizier zu erzählen.

Über das Schicksal der Gefangenen, über die Rolle der Armee und über die wahren Gründe der Angehörigen, warum sie so versessen darauf sind, junge Frauen und Kinder wieder in ihren Reihen aufzunehmen, obwohl diese wahrscheinlich nicht einmal mehr wissen, bei wem und wo sie aufgewachsen sind.

Es wird ein karger Bericht und Lee hat danach plötzlich einen schalen Geschmack im Mund.

Verdammt sind sie alle

Die Nelsons kommen aus Illinois.

Frank, seine drei Söhne und seine geschwätzigste Frau, die ständig mit der Zunge anstößt. Frank Nelson hat zwei Töchter an die Indianer verloren. Er will sie aber nicht wieder haben, weil er seine Kinder liebt, sondern weil sich ein Frank Nelson nichts wegnehmen lässt. Ganz egal ob es sich dabei um einen Sack Bohnen handelt oder um seine Kinder.

Dann gibt es da noch die Meranos. Sie kommen ursprünglich aus Mexiko und siedeln hier erst seit ein paar Jahren. Sie haben drei erwachsene Kinder, aber auch hier zählt nur das eine, das vor beinahe zwanzig Monaten von den Comanchen geraubt wurde.

Bei den McClouds ist es die jüngste Tochter, die nach einem Indianerüberfall verschwunden blieb. Darüber hat McClouds Frau den Verstand verloren. Sie sitzt nur noch da und sabbert vor sich hin, während ihr Mann und ihre anderen Kinder sie füttern und sich um sie kümmern müssen. Walter Jones schließlich hat nicht nur seine Familie, sondern inzwischen auch seine letzten Hoffnungen begraben, seinen einzigen Sohn jemals lebend wieder zu sehen.

Der Lieutenant kennt fast jede Geschichte über diese verschlossenen, wortkargen Menschen. Das Schicksal hat ihnen übel mitgespielt und sie verbittert werden lassen. Doch jetzt haben sie gehört, dass die Army ihnen helfen will und dass es da einen Mann gibt, der die Indianer und das Land kennt. Deshalb sind sie alle voller Hoffnungen und Erwartungen. All diese Familien hoffen, dass Lee ihnen dazu verhelfen kann, ihre vermissten Kinder wiederzufinden.

Aber sie wissen nicht, was Lee Marlowe weiß, und deshalb lenkt der ehemalige Armeescout sein Pferd jetzt neben das des Lieutenant und versucht diesem klar zu machen, was die Leute erwarten wird. Er sagt es direkt, ohne großartige Umschreibungen, mit Worten, die so sind, wie das Land, durch das sie reiten; hart, erbarmungslos, dreckig.

»Ich hoffe nur, dass sie alle wissen, was da auf sie zukommt.«

»Natürlich«, sagt der Lieutenant voller Euphorie. »Ich freue mich schon jetzt auf die Gesichter der Menschen, wenn sie ihre Angehörigen wieder in die Arme schließen können. Wenn alle diese Gefangenen, von denen sie sprachen

chen, tatsächlich die geraubten Frauen und Kinder der Familien sind, wird das, glaube ich, ein Freudentag in diesem County werden.«

»Das denke ich nicht«, sagt Lee hart. »Ich denke eher, dass die Menschen diesen Tag verfluchen werden.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, erwidert der Soldat und bringt sein Pferd mit einem Zügelruck zum Stehen.

»Wenn Sie das nicht wissen, tun Sie mir leid«, sagt Lee und reitet weiter.

Der Lieutenant treibt sein Pferd mit einem Zungenschnalzen wieder an und hindert Marlowe dann am Weiterritt, indem er ihm mit seinem Tier den Weg versperrt.

»Was soll das heißen?«

»Himmel noch mal«, zischt Lee Marlowe und wird langsam ärgerlich. »Sind Sie so naiv oder tun Sie nur so? Was glauben Sie denn, was Sie da draußen erwartet? Sockenstrickende Frauen und Kinder, die uns mit der Schulfibeln unter dem Arm entgegenkommen? Mann, Lieutenant, wachen Sie doch endlich auf. Diese Menschen leben zum Teil schon seit Jahren bei den Indianern. Sie sind keine Weißen mehr, sie sind inzwischen selber Indianer. Die Kinder fressen Hundefleisch, lernen reiten, jagen und Spuren lesen. Und wenn sie einen von euch in die Finger kriegen, schneiden ihm die Jungs die Eier ab, während sich die Mädchen auf seinen Kopf hocken und ihm ins Gesicht scheißen. Die Frauen werden entweder verrückt, nehmen sich das Leben oder arrangieren sich mit einem Krieger als Ehemann, aber erst nachdem fast alle Männer des Stammes ihren Schwanz ...«

»Hören Sie auf!«, brüllt der Lieutenant heftig. »Hören Sie sofort damit auf.«

Sein Gesicht ist nicht nur wegen der Sonne puterrot ange-
laufen und er ringt sichtbar nach Luft. Die anderen Solda-
ten werfen ihnen inzwischen verwunderte Blicke zu, nur
einer von ihnen spuckt wie zur Bestätigung von Marlowes
Worten einen dunkelbraunen Strahl Kautabak zu Boden.
Dieser Mann ist der grauhaarige, stämmige Sergeant der
Patrouille. Sein Name ist Amos Hunter, er lebt schon seit
mehr als vier Jahrzehnten in der Brasada und er weiß nur
zu gut, dass jedes einzelne Wort von Lee Marlowe der
Wahrheit entspricht. Aber das behält er im Moment noch
für sich. Amos Hunter will bei seinem Vorgesetzten nicht
auffallen, Amos Hunter will nämlich noch Master Sergeant
werden, weil dadurch nicht nur sein Sold, sondern auch
seine Pensionsansprüche deutlich höher werden.

In der Nacht kampieren sie irgendwo zwischen dem Zu-
sammenfluss des Rio Blanco und des Atascosa Creeks.
Während die Soldaten hier ihr Basislager aufschlagen,
kämmt Lee Marlowe die Gegend im Osten und Süden nach
Indianern durch.

Er kommt dann in das Dorf der Comanchen, als die Son-
ne am anderen Tag ihren höchsten Stand erreicht hat. Unter
dem Kreischen einer Horde Kinder und dem Gebell einer
unzähligen Meute von Dorfhunden zügelt er schließlich
sein Pferd vor dem Zelt des Häuptlings. Als er aus dem
Sattel gleitet, springt einer der Dorfköter, ein struppiger
Hund von unbestimmbarer Abstammung, hinter einem der
Zelte vor und schnappt mit wildem Kläffen nach seinen
Beinen. Die Indianer beobachten zunächst grinsend, wie

das Tier Marlowe angeht, aber als er mit dem Stiefel gegen den Kopf des Hundes tritt und dieser sich winselnd zurückzieht, blitzt so etwas wie Anerkennung in ihren dunklen Augen auf.

Dann wird das Büffelfell am Eingang des Häuptlingszelts zurückgezogen und ein stämmiger, breitschultriger Krieger kommt aus dem Tipi und baut sich vor Lee Marlowe auf. Der Oberkörper des Mannes ist nackt und muskulös und in seinem mondförmigen Gesicht haben sich finstere Falten von der Stirn bis zu den Mundwinkeln gegraben. Seiner Nase ist anzusehen, dass sie schon mehrfach gebrochen ist und seine Augen scheinen dunkle Blitze auf Lee zu schleudern.

»Was du wollen hier?«, fragt er kehlig und es klingt wie das Bellen der Dorfhunde.

»Einen Platz an deinem Feuer und deine Freundschaft, Powderface«, sagt Lee.

»Komm in Hütte«, sagt der Comanche radebrechend, wendet sich um und geht voran.

Lee folgt dem Häuptling ins Zelt, während das Gefühl, jeden Augenblick von einem der umstehenden Indianer ein Messer in den Rücken gerammt zu bekommen, immer stärker wird. Aber die Autorität des Häuptlings scheint zu groß, deshalb kann Lee Marlowe sich unbehelligt neben Powderface an dessen Zeltfeuer niederlassen, obwohl er rundherum nur in feindselige Gesichter blickt.

Der Comanche macht eine herrische Handbewegung und kurz darauf eilt eine alte, zahnlose Squaw durch das Zelt und drückt Marlowe eine Holzschüssel in die Hand, in der sich dampfende, teils noch blutige Fleischstücke befinden. Dem Geruch nach handelt es sich dabei um den Rest ir-

gendeines der Hunde, die Marlowes Ankunft im Dorf begrüßt haben.

Danach folgt Schweigen.

Erst als Lee seine Schüssel leer gegessen hat, sie beide eine Zigarette geraucht haben und eine weitere Viertelstunde des Betrachtens und Abtastens vorüber ist, werden die ersten Worte gewechselt. Nach dem Ausrauschen der Höflichkeitsfloskeln beginnt man schnell über den eigentlichen Grund von Marlowes Besuch zu reden. Dabei wird rasch klar, dass Powderface ein verdammt harter Verhandlungspartner ist. Er ist kein dummer Wilder, den man mit ein paar Glasperlen umstimmen kann. Der Häuptling weiß sehr wohl, was die Weißen von ihm wollen und auch, dass er mit der Herausgabe der Gefangenen seinen Stamm schwächen wird.

Denn die geraubten Weißen sind inzwischen fast alle vollwertige Mitglieder ihrer Gemeinschaft und ihre Arbeitskraft wird bald schmerzlich vermisst werden. Deshalb versucht er ihren Preis so weit in die Höhe zu treiben, dass die Tauschgüter den Stamm mehr als nur entschädigen.

Als Lee Marlowe dann zu den Soldaten zurückreitet, weiß er, dass sie sieben Frauen und fünf Kinder bekommen werden und Powderface dafür nicht nur die Geschenke, sondern auch die beiden Wagen, mit welchen diese transportiert werden, erhalten wird.

Der Lieutenant wird diesen Preis sicherlich als unverschämt empfinden, aber Lee Marlowe weiß genau, ohne Wagen gibt es keine Gefangenen.

Als die Comanchen mit den Wagen und den Geschenken abgezogen sind, betrachtet der Lieutenant entsetzt die Gefangenen, welche ihnen die Indianer überlassen haben. Wie eine Herde verängstigter Fohlen sitzen oder stehen sie dicht zusammengedrängt mitten in dem Camp der Soldaten. Eine von ihnen, eine Frau Anfang zwanzig mit schlohweißen Haaren, sitzt auf dem Boden und lässt kichernd immer wieder Sand durch ihre Finger rieseln. Ihr Gesicht ist mit Rotz und Speichel verschmiert, ihre Vorderzähne sind ausgeschlagen und ihre Augen blicken unstet ständig nach allen Richtungen. Eine andere Frau hat die Hände gefaltet und leiert stetig das Vater unser vor sich hin. Ihr einstmalig sicherlich reizvolles Gesicht ist schrecklich verunstaltet, denn man hat ihr die Nase abgeschnitten und ihre Wangen mit einem Messer oder einem anderen spitzen Gegenstand kreuzförmig zerschnitten. Eines der Kinder krabbelt trotz eines Alters von sicherlich zehn Jahren wie ein Säugling auf allen vieren über den Boden, sein Gesicht ist verheult und seiner hellen Kalikohose ist deutlich anzusehen, dass es sie vollgemacht hat. Mindestens ein halbes Dutzend Fliegen umkreisen es ständig.

Der Rest dieser Menschen steht einfach nur da und glotzt die Soldaten apathisch an, bis auf einen kleinen, rothaarigen Jungen.

Er ist etwa zehn oder zwölf und jedes Mal, wenn ihn einer der Soldaten anblickt, sagt er ein paar Worte auf Comanche.

Lee Marlowe versteht diese Worte sehr gut und er weiß, dass man diesen Jungen wohl am Wagen festbinden muss, wenn sie zurück nach Tascosa fahren.

»Wer von euch Weißgesichtern mich daran hindern will,

dass ich zurück zu meinem Volk gehe, wird qualvoll durch meine Hand sterben. Ich werde ihm sein Mantel ab-schneiden und es ihm in den Mund stecken.«

Das sind sinngemäß seine Worte und Lee ist klar, dass dieser Junge niemals wieder in der Welt der Weißen leben kann. Er ist jetzt schon bereits mehr Comanche als ein richtiger Indianer im gleichen Alter.

»Mein Gott«, sagt der Lieutenant erschüttert und reißt damit Lee aus seinen Gedanken. „Was haben diese Tiere nur aus den Menschen hier gemacht?“

»Ich habe Sie gewarnt«, sagt Lee hart.

In den Ohren des Offiziers klingt dies gefühllos, aber das ist es nicht. Lee weiß lediglich, dass man all diese Menschen mit Gewalt aus ihrer Umgebung gerissen hat und dass sie sich niemals wieder in der Welt der Weißen zu-rechtfinden werden. Sie sind alle verdammt. Man wird nach ein paar Tagen der Neugierde und des geheuchelten Mitgeföhls schnell mit den Fingern auf sie zeigen und sie ausgrenzen.

Diese Menschen sind entweder verrückt, von den Indianern vergewaltigt oder zu einem Comanchen erzogen. Damit passen sie überhaupt nicht in die bibeltreue Welt irgendwelcher Familien, hinter deren bürgerlicher Fassade Heuchelei, Missgunst und puritanische Engstirnigkeit stecken.

Lee hat es oft genug erlebt. Die meisten dieser Gefangenen nehmen sich entweder das Leben oder gehen wieder zurück zu den Comanchen.

Eine Woche später steht es groß in allen Zeitungen des Landes.

Colonel Anderson ist es gelungen, zwölf Gefangene der Comanchen wieder ihren Familien zurückzuführen. Durch diese heroische Tat empfiehlt sich der Colonel wieder einmal nachdrücklich für ein Amt in Washington.

Zwei Wochen später gibt es erneut einige Meldungen über die Gefangenen. Diesmal allerdings erscheinen sie nur in der Zeitung des County und auch dort nur als kurzer Absatz irgendwo im Innenteil.

Sie besagen, dass zwei der befreiten Jungen in einem Heim für schwer erziehbare Kinder gelandet sind und drei der Frauen sich umgebracht haben. Ein rothaariger, zwölfjähriger Junge, der Sohn von Walter Jones, hat seinen Vater erstochen und ist seitdem verschwunden. Man nimmt an, dass er wieder zu den Comanchen zurückgekehrt ist.

Donnernde Hufe

Als Ben Allison sein Pferd in den neu gebauten Viehcorral treibt und anschließend das Gatter schließt, blickt er wehmütig auf den kleinen Hügel hinter dem Ranchhaus. Dort steckt im Schatten eines großen Palo Verde Baumes ein schlichtes Holzkreuz im Boden. Es ist das Grab des ersten und bisher einzigen Cowboys, der auf der Drei Balken angeheuert hat.

Sein Name war Andrew Peacock, ein kleiner, unscheinbarer Bursche, der kaum unter den Reitern der Brasada aufgefallen war, wäre da nicht seine fast schon legendäre Art ge-

wesen, wie er mit Schnitzmesser, Axt und Hammer umgehen konnte.

Stall, Ranchhaus und Viehcorral der Drei Balken werden für immer stumme Zeugen seines Schaffens und Wirkens bleiben.

Ben Allison beginnt zu seufzen, weil er daran denkt, was Peacock hier noch alles hätte bewegen können. Keine zwei Jahre und ihre Ranch wäre wohl die schönste Ranch im ganzen County gewesen. So aber hat der Biss eines tollwütigen Stinktiers Andrews Leben und all ihren Träumen ein jähes Ende gesetzt.

In diesem Moment kommt donnernder Hufschlag auf und reißt den weißblonden Texaner jäh aus seinen Gedanken.

Ben Allison hebt den Kopf, und als er erkennt, dass Big Bill wie ein Verrückter auf die Ranch zugaloppiert, bildet sich auf seiner Nasenwurzel eine steile Zornesfalte.

Pferde sind in diesem Land ein kostbares Gut, von ihrem Wohlbefinden kann das Leben eines Mannes abhängen. Es ist noch gar nicht so lange her, da gab es selbst in einer Stadt wie Tascosa nur eine Handvoll von diesen Tieren, und sogar auf einer Ranch wie der Drei Balken befinden sich im Moment nur drei Reittiere und ein Packpferd. Entweder hat Big Bill also einen triftigen Grund, sein Pferd so zu Schande zu reiten oder aber Ben wird ihn jetzt gleich ziemlich scharf zurechtweisen.

Big Bill zügelt seinen Morgan im Hof der Ranch, gleitet ungestüm aus dem Sattel und fällt Ben praktisch vor die Füße.

»Lee hat eine Pferdebande entdeckt«, keucht der große Mann atemlos. »Direkt neben dem Eagle Rock, dort, wo

wir unsere erste Brushrindherde in einen Blind Canyon getrieben haben.«

»Wie viele?«, fragt Allison nur. Vergessen ist der Tadel für Bill Baker. Die Nachricht von der Ankunft einer Wildpferdherde elektrisiert Allison förmlich. Bill hat die Tiere nämlich als Pferdebande bezeichnet. Das heißt, dass es sich hierbei nicht um eine Herde Mustangs handelt, die durch immerwährende Inzucht innerhalb der Herde nur schmalbrüstige Tiere mit leichtem Knochenbau und durchhängendem Rücken hervorbringt. Diese Pferde sind nämlich als Reittiere völlig ungeeignet. Nein, das hier sind anscheinend richtige Wildpferde, Tiere, welche die Merkmale der einst verwilderten arabisch-maurischen Vollblutpferde der spanischen Konquistadoren aufweisen.

»Vielleicht dreißig Tiere, dreiviertel davon sind Stuten. Mit dem Verkauf dieser Herde wären wir bis in den Winter hinein saniert.«

Ben spuckt zur Seite.

»Zur Hölle, auf was warten wir dann noch?«

Ein richtiges Wildpferd kann in offener Verfolgung niemals eingefangen werden. Man kann es höchstens müde machen, indem man rund um die Uhr hinter ihm herjagt, ständig die Pferde und die Reiter wechselt und so dem Wildpferd keine Pause gönnt. Aber das erfordert viel Zeit und noch viel mehr Pferde. Beides haben die Männer der Drei Balken nicht, also machen sie es so, wie es ihnen Lee Marlowe zeigt.

In diesem Monat ist das Wasser in der Brasada so knapp

wie schon lange nicht mehr.

Auf ein paar verregnete Tage im April folgt seit Wochen nun schon ein heißer Tag nach dem anderen, und nur die ständig am Himmel kreisenden Zopilotes bekommen von der Hitze nicht genug. Sie können gar nicht so schnell fressen, wie es verendete Kadaver in der Brasada gibt. Es gibt deshalb nur noch wenige Wasserstellen, wo die Wildpferde ihren Durst löschen können.

Aus diesem Grund will Lee die Falle an einer der meist besuchten Wasserstellen der Umgebung bauen. Die Männer arbeiten einen ganzen Tag und eine ganze Nacht.

Dann gibt es am Zugang zum Wasserloch ein zweiflügeliges Tor und die restliche Umgebung an der Quelle ist mit Zäunen umschlossen, die mit Gestrüpp und Kakteen getarnt sind. Das Tor bleibt offen. Außer dem Wasser benutzt Lee noch ein paar Säcke mit Salz als Köder.

Sie brauchen dann nur noch bis zum Mittag des nächsten Tages zu warten.

Zuerst kommt der Leithengst, angelockt durch das sprudelnde Quellwasser, dessen Geruch der Wind über das Land getragen hat.

Das stolze Leittier ist aber sehr misstrauisch. Zunächst schnuppert es nur, tritt schnaubend an die Quelle heran und jagt dann wieder davon. Doch der Hengst kommt immer wieder zurück, der Durst besitzt nämlich eine starke Kraft.

Bei der vierten Rückkehr an die Quelle folgen ihm dann die ersten Stuten, weil sie den Weg inzwischen für sicher halten. Sie halten am Wasser an, tauchen ihre Nüstern hinein und schnauben zufrieden. Dann drehen sie sich wieder um und galoppieren davon. Das nächste Mal ist es fast

die komplette Herde, die auf die Quelle zukommt, also der Hengst, viele seiner Stuten und die Fohlen dazu.

Als sie sich am Rand der Quelle aufreihen und ihre Köpfe zum Wasser hinunter beugen, ist es für die Männer der Drei Balken Zeit zu reagieren.

Lee löst das Seil am zweiflügeligen Tor, welches so schließt, dass weitere Tiere zwar in die umzäunte Quelle hineinkönnen, aber nicht mehr heraus. Big Bill Baker und Ben Allison zeigen sich zu beiden Seiten der Umzäunung, schwenken die Hüte und wedeln mit den Armen. Dadurch werden die Tiere davon abgehalten, den Zaun zu überspringen oder niederzureißen, weil die eingepferchten Pferde jetzt vermuten, überall hinter dem Gatter auf Menschen zu stoßen. Noch bis in die Nacht hinein kommen immer wieder Nachzügler oder andere versprengte Pferde zum Wasser. Weil sie das Stampfen und Wiehern der anderen hören, haben sie das Gefühl, dass die Wasserstelle sicher ist. Auf diese Weise kommen die Männer der Drei Balken bis zum nächsten Morgen also in den Besitz von zweiunddreißig Tieren.

Aber weil sie diese Beute in der Brasada gemacht haben, bleibt ihr Treiben nicht lange unbeobachtet. In diesem harten Land ist man nie unbeobachtet und man bekommt auch nichts geschenkt. Hier muss man selbst um ein Stück Kakteenfleisch oder um einen Kieselstein kämpfen.

Lee Marlowe weiß das und deshalb wundert er sich auch nicht, als er erkennt, dass keine zwanzig Schritte von ihnen entfernt ein Mann auf einem Felsblock sitzt und sie beobachtet.

Das schwarze, fettige Haar des Indianers wird von einem Stirnband aus weißem Stoff gehalten. Sein Oberkörper ist nackt und er ist nur mit einem Lendenschurz und dicksohligen Mokassins bekleidet, die ihm bis zu den Knien reichen. Sein breites, ausdrucksloses Gesicht ist mit ockerfarbenen Kreidestreifen bemalt und seine dunklen Augen blicken ausdruckslos auf die Weißen und ihre Pferdefalle hinunter.

Als Lee seinen Blick weiter in der Runde schweifen lässt, erkennt er noch sechs Mimbrenjo-Apachen.

»Schätze, wir müssen unseren Fang wohl teilen.«

»Wie meinst du das?«, fragt Big Bill scharf und blickt sich rasch um.

Als seine Hand auf den Colt fällt, legt Ben Allison seine Rechte auf Bills Coltarm.

»Lass es, wir wissen nicht, wie viele von ihnen zwischen den Felsen stecken.«

Lee Marlowe indes geht nun auf den Krieger zu, den er zuerst entdeckt hat. Er hat die Arme ausgestreckt, und hält die Hände mit der Handfläche nach außen hoch. Der Mimbrenjo nickt und hebt seinerseits die Arme hoch.

Nach einer halben Stunde ziehen die Apachen ab.

Sie haben jetzt sechs Wildpferde dabei, ein Päckchen Tabak und eine Flasche Whisky, die Lee eigentlich zum Desinfizieren von Wunden oder als Beimischung für den Kaffee am abendlichen Lagerfeuer gedacht hatte. Aber er kann diesen Verlust verschmerzen. Beide Parteien können mit der Beute zufrieden sein und haben dennoch ihr Gesicht nicht verloren. Gewiss hätten die drei Männer der Drei Balken um die Tiere kämpfen können, aber dabei hätte es sicherlich einige Tote auf beiden Seiten gegeben.

Das wissen die Apachen und das wissen auch die drei Cowboys.

Deshalb ist es nichts Ungewöhnliches, wenn man in diesem Land seine Beute mit dem Feind teilt. Die Brasada ist hart genug zu jeder Art von Lebewesen, da muss man sich nicht unbedingt auch noch untereinander bekriegen.

Im Corral der Ranch verbleiben sechs der Pferde, die anderen werden in der Stadt und an die Armee verkauft, nachdem man sie halbwegs zugeritten hat. Mit diesem Geld wird ein Windmühlenbrunnen bestellt, ein zweiter Schuppen errichtet und das Ranchhaus so ausgebaut, dass es auf der Drei Balken jetzt außer Küche, Schlafräum und Speisekammer auch ein richtiges Wohnzimmer gibt. Ein viereckiger Raum mit einem gemauerten Kamin, Büffelfellen auf dem festgestampften Lehmbooden und indianische Waffen und bunten Decken an den Wänden. Als Lee Marlowe über dem Kamin dann noch einen gewaltigen Longhornschädel mit weit ausladenden Hörnern anbringt, bekommen die anderen beinahe feuchte Augen.

Yeah, so denken alle drei, genau so muss ein richtiges Zuhause aussehen.

Tascosa-Massaker

Der 4. April ist ein nasskalter, völlig verregneter Tag.

Die dunklen Umrissse von Tascosa zeichnen sich düster

gegen den schmutzig grauen Himmel des Panhandles ab. Ein kalter Wind treibt von Nordosten her dichte Regenschleier durch die Stadt und überall von den Dächern und Häuserwänden rinnt das Wasser herunter und verwandelt die Straßen in ein einziges großes Feld aus Morast und zähem Schlamm.

George Wetherell, ein unglaublich dürrer, unrasierter und verkommen wirkender Mann, lehnt an der Theke zu Dunns Saloon und starrt versonnen durch ein Fenster in den Regen hinaus. Hin und wieder nippt er an seinem Glas Ingwerbier, während Martin Dunn so langsam zu dem Entschluss kommt, diesen Mann vor die Tür zu setzen. Er kann mit seinem Laden kein Geld verdienen, wenn er nur Gäste hat, die sich hier aufwärmen oder seit zwei Stunden an einem einzigen Bier nippen.

Schon will er diesen Mann darauf hinweisen, dass er seine Zeit besser verbringen kann, als jemandem dabei zuzusehen, wie er nur herumsteht und nichts verzehrt, als plötzlich vier fremde Reiter in der Mainstreet auftauchen. George Wetherell dreht sich nach diesem Anblick sichtlich zufrieden um, bestellt ein weiteres Glas Bier und sogar etwas zu essen. Dunn weiß nicht, dass sein Gast auf diese Reiter gewartet hat. Denn dass sie gerade an diesem Tag und um diese Zeit in die Stadt reiten, geschieht nur auf Wetherells Veranlassung hin.

Die Reiter lenken ihre Pferde durch den knöcheltiefen Morast der Hauptstraße. Dann zügeln sie ihre Pferde vor einem großen, verwitterten Holzhaus mit vergitterten Fenstern. Über der Türe prangt ein großes Schild mit fetten schwarzen Lettern, die verkünden, dass sich hier die Tasco National Texas Bank befindet. Die Männer blicken sich

kurz um und steigen dann aus den Sätteln.

Die Straße ist menschenleer - bis auf Ben Allison.

Der weißblonde Texaner kommt genau in diesem Moment aus dem Merchandise Store der Green Cattle Company, wo er sich ein Beutelchen Durham-Tabak gekauft hat. Er sieht die fremden Männer, und als er beobachtet, wie diese Gewehre unter ihren wasserfesten Ölhäuten hervorholen, während sie die Bank betreten, fällt seine Rechte auf den Griff seines Single Action Colts.

Während er mit gezogener Waffe über die Straße läuft, dreht sich in Dunns Saloon ein zufriedener George Wetherell zur Seite und bestellt noch ein weiteres Bier.

Als dann die ersten Schüsse krachen, zuckt er kaum merklich zusammen.

Bankdirektor Timotheus Archibald Brown sitzt gerade über den Belegen für den Monatsabschluss, als die vier Männer die Schalterhalle betreten.

Brown ist zwar kurzsichtig, grauhaarig und fettleibig, aber noch bevor einer der Männer das Gewehr in der Hand hochnimmt, weiß er, was hier geschieht. Aber anstatt die Dinge zu akzeptieren, wie sie nun einmal sind, wagt dieser Mann, es mit seinem Colt aus der rechten Schreibtischschublade mit diesen Männern aufzunehmen. Dabei hat Brown in seinem ganzen Leben höchstens einmal eine Waffe in der Hand gehalten, wenn er damit auf Präriehuhnjagd ging. Dennoch ist er gewillt, das Geld der Bank zu verteidigen. Es gehört ihm eigentlich nicht, außerdem ist das Geld durch die Zentrale in Austin versichert, aber sein ganzes

Denken ist nur erfüllt von Dingen wie Zahlen, Dollars und Profit. Deshalb ist Timothy Brown auch der Erste, der an diesem verregneten Morgen sterben muss.

Eine Kugel mit Kaliber 44 dringt ihm oberhalb des Jochbeins ins Gehirn. Durch den Eintritt des Geschosses hat sein feistes Gesicht plötzlich knapp unterhalb des rechten Auges ein weiteres kreisrundes Loch und durch den Austritt fehlt Brown nun der halbe Hinterkopf. Der Bankdirektor zuckt in seinem Stuhl zusammen, die Waffe entfällt seiner Hand und sein feister Körper beginnt zu zittern. Dann erschlaffen seine Schließmuskeln, und während sich die Männer in der Bank bedienen, sitzt Brown zusammengesunken in seinem ledernen Direktorenstuhl in einer immer größer werdenden Pfütze aus Kot und Urin.

Kurz darauf stürmen die Männer mit prall gefüllten Satteltaschen nach draußen.

Sie glauben, dass der Überfall ohne Schwierigkeiten vonstattenging.

Sie verlassen die Bank mit beinahe achttausend Dollar Beute, aber als sie zu ihren Pferden eilen, wissen sie, dass sie beobachtet wurden.

Schüsse krachen, Männer fluchen, Pferde wiehern.

Ben Allison erschießt den vordersten der Bankräuber, während überall in der Stadt immer mehr Bürger auf den Krach aufmerksam werden und sich in den Kampf einmischen. Allison's dritte Kugel erwischt den Mann eine Handbreit oberhalb des Herzens. Er wird umgerissen, schwebt einen Atemzug lang fast senkrecht in der Luft und knallt dann patschend in den aufgeweichten Morast der Hauptstraße.

Wütend erwidern die Banditen das Feuer.

Als Nächstes stirbt Deputy-Sheriff D.C. Talbot und danach Ray Hastings, ein Barkeeper aus Dunns Saloon, weil er dem Beamten zu Hilfe eilen will. Als die Bankräuber aus der Stadt reiten, wird einer von ihnen angeschossen. Dadurch werden sie noch wilder und gemeiner und schießen jetzt auf alles, was sich bewegt.

Sie ermorden die Pensionswirtin Mabel Robertson, die, durch die Schüsse angelockt, auf die Straße schaut. Die Kugeln werfen sie quer durch ihr Wohnzimmer. Als sie zu Boden fällt, begräbt sie ein kleines Beistelltischchen, das Kaffeeservice ihrer Mutter und eine Schale mit selbst gebackenen Plätzchen unter sich.

Ihr Blut spritzt durch den Raum, nässt die gehäkelten weißen Deckchen auf dem Sofa und verunreinigt den Teppich.

Mein Gott, ist Mabel Robertsons letzter Gedanke in diesem Leben, was werden die anderen nur zu dieser Unordnung sagen? In einer guten Stunde hätte in diesem Raum nämlich ein Kaffeekränzchen der christlichen Frauenliga von Tascosa stattgefunden.

Bevor die Banditen endlich die Stadt verlassen, schießen sie noch einen Bürger namens Pete Lane nieder und verwunden den Büchsenmacher Kriegbaum.

Weil Sheriff Cape Willingham wieder einmal im County unterwegs ist, stellen die aufgebrachten Bürger unter Führung von Ben Allison und dem Rechtsanwalt Temple Houston ein Aufgebot zusammen. Es sind dann zwölf Reiter, die eine halbe Stunde später die Spur der Räuber und

Mörder aufnehmen. Dicht beisammen reiten sie in die Brasada hinaus und sie alle sind wild entschlossen, diese Männer nicht entkommen zu lassen.

Sie reiten hart und schnell.

Der Vorsprung der Banditen wird immer kleiner. Irgendjemand von ihnen muss schlimm verwundet sein, die Männer des Aufgebots bemerken es an den immer größer werdenden Blutflecken im Sand der Brasada. Am Nachmittag dann erkennen sie vor sich einen dunklen Schatten zwischen den Felsen. Ben Allison pariert sein Pferd als Erster, gleitet aus dem Sattel und eilt darauf zu.

Das Ganze entpuppt sich als Kadaver eines Pferdes. Der Leib des Tieres ist noch warm, aber die Spuren um den Leib des toten Tieres herum entlocken Allison ein kaltes Grinsen.

»He, Temple! Sieh dir das mal an!«

Der Anwalt steigt aus dem Sattel, kommt heran und geht neben Allison in die Knie.

»Blut!«, sagt der Anwalt nach einer kurzen Pause.

»Aber nicht das von dem toten Pferd. Sieht eher so aus, als wäre einer dieser Halunken ziemlich schwer verwundet.«

»Genau so sieht es aus«, stimmt Houston zu.

Dann blickt er den Männern zu.

»Los jetzt, sie haben ein Pferd verloren und einer von ihnen ist verletzt. Wenn wir uns beeilen, schnappen wir sie noch, bevor sie den Canadian überqueren und in den Staked Plains untertauchen können.«

Dann steigen Allison und Houston in die Sättel und die Posse setzt sich wieder in Bewegung. Entschlossen hetzen sie ihre Pferde durch das unwirtliche Land und gönnen

den Tieren keine Ruhe. Zwei Stunden später ist es dann soweit.

Auf einem Kalksteinplateau sehen sie die Verbrecher plötzlich vor sich.

Drei erschöpfte Männer auf zwei noch erschöpfteren Pferden. Einer der Männer hängt schief im Sattel. Als die Bürgerwehr die Flüchtenden gestellt hat, sehen sie, dass die linke Seite des Mannes voller Blut ist.

Innerhalb eines Nachmittages also hat das Aufgebot die Verbrecher fassen können und auch das gesamte geraubte Geld sichergestellt. Aber das ist nicht das Einzige, was die Posse erwartet. Die Männer der Bürgerwehr sind fast alle mit heiligem Zorn erfüllt, weil sie wissen, dass es bei diesem Bankraub eine Menge Tote gegeben hat. Der Ruf nach dem Strick wird laut. Als jemand von ihnen sein zusammengerolltes Seil vom Sattel nimmt, werden die Verbrecher ziemlich blass.

Einer von ihnen, ein pickelgesichtiger, braunhaariger Bursche mit einer Hasenscharte und einer unglaublich großen Nase deutet aufgeregt auf einen der Männer des Aufgebots und sagt schrill: »Wenn ihr uns schon ohne Gerichtsverhandlung aufhängen wollt, dann vergesst ihn nicht. Er hat sich das Ganze nämlich ausgedacht!«

Die Männer des Aufgebots bekommen Augen so groß wie Spiegeleier, als sie auf den Reiter in ihrer Mitte starren, den der Bankräuber beschuldigt ihr Komplize zu sein.

Der Name dieses Mannes ist George Wetherell, er ist hier in der Gegend als Herumtreiber und Taugenichts bekannt, der sein Geld mit undurchsichtigen Geschäften verdient.

Vielleicht war es nur Leichtsinn, der ihn dazu bewogen hat, mitzureiten, vielleicht wollte er auch nur verhindern,

dass das Aufgebot die Banditen stellen kann. Aber was auch immer seine Beweggründe sind, seine Kaltschnäuzigkeit lässt die Männer der Posse nur noch wütender werden. Bill Allison und Temple Houston haben Mühe, eine Lynchjustiz zu verhindern.

Die Gerichtsverhandlung beginnt keine Woche später.

Dass sie überhaupt beginnt, ist nur Temple Houston zu verdanken. Dieser Temple ist niemand anderes als der Sohn des Mannes, der im Unabhängigkeitskrieg zwischen Texas und Mexiko die mexikanische Armee unter Santa Anna am Jacinto vernichtend geschlagen hatte und danach erster Gouverneur von Texas geworden ist - Samuel Houston. Hat die übermächtige Persönlichkeit des Vaters den jungen Temple am Anfang noch sehr belastet, so ist er inzwischen trotz seiner erst zweiundzwanzig Jahre längst aus dessen Schatten herausgetreten.

Er ist inzwischen ein erfolgreicher Anwalt und sogar der Bezirks-Staatsanwalt für das Panhandle. Außerdem kann er mit der Waffe umgehen wie ein Revolvermann. Sein Ruf als Mann des Gesetzes und seine Geschicklichkeit als Beidhandschütze sorgen dafür, dass die Bankräuber nicht gelyncht werden, sondern vor ein ordentliches Gericht kommen.

Der Prozess dauert nur einen Nachmittag, dann werden die drei direkt am Überfall beteiligten Männer zum Tode durch den Strang verurteilt. George Wetherell, der Anstifter wird zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt, da er sich nach Meinung des Gerichts ja nur im Hintergrund gehalten

hat.

Dieses Urteil aber versetzt die Bürger von Tascosa in biblischen Zorn. Sie können nicht vergessen, dass man eine Frau und vier Männer aus ihrer Gemeinschaft erschossen hat und einen anderen schwer verwundet. Für sie ist Wetherell ebenso schuldig. Er ist der Haupttäter, er hatte alles geplant, auch wenn er nicht mitgeschossen hat.

Es ist dann vier Tage später, als ein Dutzend Männer kurz nach Mitternacht durch die Straßen der Stadt hasten.

Sie sind alle maskiert. Entweder haben sie sich Mehlsäcke mit schmalen Augenschlitzen über die Köpfe gezogen oder bunte Tücher um ihre Gesichter gebunden. Die Stadt schläft, als sie vor dem Büro des Sheriffs anhalten. Der Zeitpunkt ist gut gewählt. Temple Houston weilt in Fort Elliott, um mit Texas-Ranger Captain G.W. Arrington und seiner Kompanie die nächsten Einsätze gegen mexikanische Viehdiebbanden zu besprechen. Sheriff Willingham befindet sich im Osten des Countys, um Steuern einzutreiben. So treffen sie nur auf den alten, krummbeinigen Otis Bannerhan, der Wetherell bewacht, bis er von den Texas-Rangern ins Staatsgefängnis überführt wird.

Bannerhan ist ein sechzigjähriger, ehemaliger Cowboy, der sich seinen Lebensunterhalt mit kleinen Hilfsdiensten bei der Stadt verdient. Er bewacht ab und zu die Gefangenen, sorgt für deren Verpflegung, macht das Büro sauber oder repariert anfallende Kleinigkeiten wie eine kaputte Scheibe oder ein verrostetes Türschloss. Er trägt keine Waffe und deshalb macht er auch sofort den Weg frei, als die Maskierten in das Büro des Sheriffs dringen.

»Wo ist er?«, fragt einer der Maskierten.

Otis macht eine unsichere Handbewegung. »Macht euch

doch nicht unglücklich, Jungs. Er entgeht seiner Strafe nicht, spätestens übermorgen bringen ihn die Ranger ins Gefängnis.«

»Wo er dann wegen guter Führung nach drei Jahren wieder entlassen wird«, sagt einer der Maskierten scharf.

»Mabel Robertson, Deputy Talbot und all die anderen werden nach dieser Zeit aber nicht wieder lebendig. Sie sind für immer tot, während dieser Hurensohn dann im Saloon sitzt und seinen Whisky trinkt.«

Bannerhan tritt resignierend zur Seite, weil er einsieht, dass diese Männer sich nicht aufhalten lassen. Kurze Zeit später schleppen die Maskierten George Wetherell zum östlichen Stadtrand. Dort steht eine mächtige, alte Pinie.

Am nächsten Morgen wird Wetherell vom Strick geschnitten und verscharrt, nach den maskierten Tätern wird nicht gefahndet. Für die Cowboys in der Brasada, die streng nach dem Ehrenkodex leben, ist es eine Selbstverständlichkeit, dass man so gehandelt hat. Und die Gemeinschaft der Bürgerschaft von Tascosa schweigt dazu eiserne.

Doktor Hoyt gibt dann für das Stadtprotokoll eine ziemlich skurrile Begründung für die Todesursache ab, schließlich will auch er niemandem zu nahe treten oder gar verdächtigen. Deshalb sagt er Folgendes: »Ich bin der Meinung, dass der Tod durch eine Verstopfung der Lunge eingetreten ist, hervorgerufen durch eine intensive Strangulation, die der Tote womöglich selbst, oder irgendjemand sonst verursacht haben mag.

Sheriff wider Willen

Als Big Bill Baker aus dem Barber-Shop kommt, ist er mit sich und der Welt mehr als zufrieden. Es ist Samstagabend. Er ist frisch gebadet und rasiert. Zwar brennt seine Haut an Wange und Kinn wie Feuer, sein Haar strotzt geradezu vor Pomade und er duftet mindestens zwei Meilen gegen den Wind nach Veilchen, aber das gehört für ihn zu einem richtigen Barbierbesuch einfach dazu.

Als er den Stepwalk verlässt, klimpern in seiner rechten Hosentasche fast fünfzehn Dollar, die nur darauf warten, ausgegeben zu werden.

Diese Summe entspricht dem halben Monatslohn eines guten Cowboys. Weil Big Bill weiß, wie viel Spaß man sich damit holen kann, beginnt er erwartungsfroh zu grinsen.

Während er langsam die Mainstreet von Tascosa überquert, sind seine Gedanken bereits bei den Mädchen aus Martin Dunns Saloon, die einen Mann wie einen Sonnenaufgang anstrahlen können.

Er glaubt, die scharfen Drinks, die Hinterzimmer mit ihren zerwühlten Betten und den Wolken aus Parfüm förmlich riechen zu können. In seinen Ohren klingen schon das Rattern der Glücksräder, das Klacken der Spielwürfel und das Keuchen der Männer, wenn sie ihren Einsatz machen.

Deshalb ist er mit dem Kopf bereits bei Faro und Stud Poker, als ihn eine aufgeregte Stimme jäh in die Wirklichkeit zurückbringt.

»He Bill, warte, ich muss mit dir reden.«

William Baker bleibt so abrupt stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Dann dreht er langsam den Kopf und verzieht dabei sein Gesicht, als hätte er so-

eben eine schleimige Kröte verschluckt. Er kennt den Sprecher. Deshalb weiß er auch ganz genau, dass irgendetwas nicht in Ordnung sein kann, ansonsten würde Sheriff Willingham nicht einen solchen väterlichen Ton anschlagen. Der groß gewachsene Texascowboy runzelt unwillig die Stirn. Normalerweise ist Bill immer hilfsbereit und höflich, aber nicht heute, nicht an diesem Samstag. Schließlich ist dies sein erstes freies Wochenende seit Monaten.

»Was willst du?«, knurrt er deshalb ungehalten.

»Der Doktor sagte mir, dass er dich vor einer Stunde in die Stadt reiten sah«, erklärt der Sheriff.

Big Bill Baker hat bereits eine unfreundliche Erwiderung auf den Lippen, als er erkennt, dass der Sternträger hinkt, während er auf ihn zukommt. Irgendetwas ist anscheinend mit seinem rechten Bein nicht in Ordnung.

»Ich wollte gestern den Hühnerstall reparieren, dabei bin ich in einen rostigen Nagel getreten«, kommt Willingham seiner Frage zuvor. »Deshalb brauche ich deine Hilfe.«

Big Bill seufzt. Er ahnt, dass sich sein freies Wochenende sozusagen in Luft auflösen wird, weil er jetzt schon weiß, dass er sich den Bitten des Sheriffs nicht verschließen kann. Dazu ist er eine viel zu ehrliche Haut. Weil Bill vermutet, dass dies auch der Sheriff weiß, seufzt er erneut.

»Was willst du?«, fragt er deshalb resignierend.

Der Sheriff verzieht das Gesicht und zuckt verlegen mit den Schultern. »Ich habe da im Mexikanerviertel einen betrunkenen Ruhestörer, der viel mehr Krach macht, als ich es hinnehmen kann.«

»Na und? Es gab Zeiten, da hast du solchen Burschen ordentlich was aufs Maul gegeben und danach war Ruhe. Keiner hat sich daran gestört. Warum kommst du also heu-

te wegen so etwas zu mir?«

»Dieser Bursche ist ein ziemlich wilder Cowboy und gerade dabei, Manuels Cantina in ihre Einzelteile zu zerlegen. Außerdem ist er nicht alleine, sondern hat noch drei Freunde dabei, von denen ich glaube, dass sie mir eventuell Schwierigkeiten machen könnten. Ich habe einen bösen Fuß, Temple Houston ist im Moment in El Paso, und da mir die Stadt keinen Deputy bewilligt, bist du meine letzte Hoffnung.«

»Wer zum Teufel ist der Kerl, dass du um Hilfe bittest?«

»Owen Brannigan, ein jähzorniger Ire, der für Littlefield reitet. Mit ihm alleine würde ich schon zurecht kommen, aber seine Begleiter bereiten mir wie gesagt etwas Kummer. Also, kann ich auf dich zählen?«

Big Bill Baker beginnt erneut zu seufzen. »Warum fragst du eigentlich, wenn du die Antwort schon kennst? Los, bringen wir es hinter uns.«

Nachdem sie die Mainstreet verlassen haben und in das Mexikanerviertel von Tascosa einbiegen, weiß Big Bill, dass der Sheriff nicht übertrieben hat. Das Klirren von Glas, das Splittern von Holz und das Fluchen rauer Männerstimmen sind weithin zu hören.

Als sie sich Manuels Cantina nähern, stürmt ihnen wut-schnaubend ein untersetzter, olivbrauner Mexikaner entgegen. Sein blauschwarzer Haarschopf glänzt noch ölig als der von Baker und sein Gesicht ist vor Wut regelrecht verzerrt.

»Madre de dios«, bellt er. »Wo zur Hölle waren Sie so lan-

ge, Sheriff? Dieser Hurensohn ruiniert mir meine Cantina.«

»Langsam, langsam, Manuel«, entgegnet der Sheriff gelassen. »Was ist hier eigentlich los?«

»Das würde ich auch gerne wissen. Dieser irische Kuhreiber kam vorhin mit seinen Freunden stockbesoffen in meinen Laden. Als ich mich weigerte, ihn zu bedienen, begann er damit, meine Cantina in Kleinholz zu verwandeln. Wie Sie wissen, schenke ich keinen Schnaps an Betrunkene aus. Werden Sie gegen diesen Verrückten etwas unternehmen oder muss ich erst meine Schrotflinte holen?«

»Das wirst du nicht tun. Mein Deputy hier und ich werden jetzt alles Weitere regeln.«

Mit diesen Worten lassen die Männer den wütenden Mexikaner stehen und betreten dessen Cantina.

Drinnen ist es nicht besonders hell, was daran liegt, dass fast alle Glaszylinder der von der Decke herabhängenden Lampen zerbrochen sind. Es riecht nach billigem Mescal, ausgelaufenem Kerosin und kaltem Rauch. An der Theke lehnen drei junge Männer mit tief geschnallten Revolvern. Sie sind abgerissen und hager und wirken auf Big Bill vertrauenerweckend wie ein Nest junger Klapperschlangen. Sie alle halten halbgefüllte Gläser in den Händen und starren belustigt auf einen vierten Mann, der etwas abseits von ihnen inmitten zerschmetterter Tische, Stühle, Flaschen und Gläser steht. Dieser Mann sieht aus wie eine Vogelscheuche auf zwei Beinen.

Sein flaschengrünes Baumwollhemd ist verwaschen, die Sohlen seiner Stiefel abgelaufen und seine Hose macht den Eindruck, als hätte er seit Jahren darin geschlafen. Sein stumpfes, kupferrotes Haar hängt ihm wirr ins Gesicht, seine hellen Knopfaugen blicken unsterblich durch den Raum und

er schwankt ständig hin und her. Dieser Mann, Owen Brannigan, hat in der Rechten einen Colt, dessen Lauf auf den Boden zeigt, und in der Linken eine volle Schnapsflasche.

Als er Sheriff Willingham erkennt, zuckt er kurz zusammen. Dann hebt er die Waffe an, während seine Augen angriffslustig zu funkeln beginnen.

»Verschwinde Cape«, sagt er schließlich. »Das hier geht dich nichts an. Ich und meine Freunde machen uns nur einen kleinen Spaß.«

»Aber nicht auf Manuels Kosten. Ihr könnt ihm nicht seinen Laden ruinieren, schließlich verdient er damit seinen Lebensunterhalt«, entgegnet der Sheriff mit harter Stimme. »Nehmt jetzt Vernunft an, oder wollt ihr, dass ich euch einsperre?«

»Was soll das? Wir haben doch gar nichts getan«, sagt einer von Brannigans Freunden trotzig. »Wir sind hier nur Zuschauer.«

Nach diesen Worten versuchen die drei, die genauso heruntergekommen aussehen wie der irische Cowboy, sich im Raum zu verteilen. Es ist offensichtlich, dass sie den Sheriff und Bill in die Zange nehmen wollen, damit sie im Kreuzfeuer ihrer Waffen stehen. Aber sie haben die Rechnung ohne Big Bill gemacht. Der hält jetzt nämlich seinen Colt Navy in der Hand. Noch bevor die Männer ihr Vorhaben in die Tat umsetzen können, drückt er ab. Es knallt, splittert und spritzt, weil Bill gleich mit seiner ersten Kugel eine halb volle Whiskyflasche getroffen hat, die hinter den Männern auf der Theke stand. Dann spannt er den Hammer seiner Waffe erneut und zielt wieder auf die Männer.

»Meine Kanone enthält noch vier Bleihummeln. Da ihr nur zu dritt seid, bleibt mir nachher, wenn ich mit euch fer-

tig bin, sogar noch eine zum Spielen übrig. Also, wie rau wollt ihr es haben?«

Mehr gibt es nicht zu sagen. Das Trio hat plötzlich keine Lust mehr auf Streit und streckt beinahe gleichzeitig die Arme in die Höhe. Außerdem blutet einer von ihnen im Gesicht, weil ihn herumfliegende Glassplitter von der zerschossenen Schnapsflasche an der Wange getroffen haben.

Auch der Sheriff ist inzwischen wieder Herr der Lage.

Zu seinen Füßen liegt Owen Brannigan, auf dessen Stirn sich mittlerweile eine riesige, violette Beule gebildet hat.

Willingham weist die drei jungen Männer aus der Stadt. Widerwillig folgen sie seinen Befehlen und verlassen die Cantina. Auch wenn sie jetzt scheinbar kampflos das Feld räumen, weiß Bill Baker, dass hier das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Zu deutlich kann er erkennen, wie sie vor kaum beherrschbarer Wut zittern, als sie hinausgehen. Bevor er sich jedoch weitere Gedanken über dieses Trio machen kann, bittet ihn Cape ein weiteres Mal um Hilfe. Gemeinsam mit dem Sheriff bringt er dann Brannigan in eine Zelle, nachdem sie festgestellt haben, dass der Ire nicht genügend Geld besitzt, um den angerichteten Schaden bezahlen zu können. Als Cape dann endlich mit dem Papierkram fertig ist, bekommt Big Bill für seine Deputydienste zwei Dollar aus dem Stadtsäckel, aber dafür ist für ihn der Abend gelaufen. Als er sich wieder auf den Weg zu Dunns Saloon begibt, ist es inzwischen so spät, dass die schönsten Mädchen bereits vergeben und die besten Plätze an den Spieltischen besetzt sind.

Also muss er nehmen, was übrig bleibt, und das ist ein Platz an einem Tisch, wo man das von ihm ungeliebte Monte spielt. Als weibliche Begleitung ist nur noch eine Frau übrig geblieben, die auf den Namen Big Nose Kate hört. Diese ist alles andere als ein liebreizendes Mädchen, sie ist eher eine Begleitung von jener Art, die man sich erst schön trinken muss. Sie hat zwei Warzen auf ihrer großen Nase und mehr Haare auf der Oberlippe als Big Bill auf dem Kopf.

Als er dann noch beim Monte sechs Dollar verliert und Kate drei weitere Dollars für ihre Gesellschaft einfordert, ist für ihn der Samstag erledigt. Er zahlt, genehmigt sich noch ein Glas Rotaugenwhisky, schnappt sich beim Hinausgehen ein Brot mit kaltem Bratenfleisch vom Freiimbiss und stapft dann missmutig zum Mietstall, wo er sein Pferd untergestellt hat.

Das Keifen von Big Nose Kate ignoriert er dabei. Soll sie ihn ruhig als Geizhals und Entenklemmer verspotten, dieses Wochenende ist für ihn erledigt.

Und das alles nur, weil ich mich von Willingham überreden ließ, Sheriff zu spielen, denkt er missmutig. Inzwischen hat er den Mietstall erreicht. Als auf sein Rufen niemand reagiert, schiebt er ärgerlich das wuchtige Stalltor auf.

Dazu braucht er keinerlei Hilfe, denn mit seinen zweihundertvierzig Pfund Lebendgewicht ist es für ihn ein Leichtes, das schwere Holztor einfach zur Seite zu schieben.

Drinnen ist es beinahe so dunkel wie in einem Bärenhinter.

Es riecht nach frisch gegerbtem Leder, eingeöltem Sattelzeug und dampfenden Pferdeleibern. Keine Menschenseele

ist zu sehen, auch der Stallmann scheint sich in Luft aufgelöst zu haben. Es ist nur das vereinzelt Schnauben und Wiehern der hier untergestellten Tiere zu hören.

Als hinter ihm die schwere, hölzerne Stalltür unvermittelt wieder ins Schloss fällt, zuckt Big Bill zusammen. Langsam blickt er sich um, während sich seine Augen allmählich an das Halbdunkel des Stalles gewöhnen. In dem grauschwarzen Licht erkennt er die Umrisse einer hageren Gestalt, die auf ihn zu schleicht. Sofort geht Big Bill in die Knie, um kein allzu großes Ziel zu bieten, und zerrt seinen Revolver aus dem Halfter.

»Stop oder ich schieße!«, ruft er, während er knackend den Hahn seiner Waffe spannt.

Jetzt zieht auch der Unbekannte seine Waffe, und während er noch versucht, in einer der leeren Pferdeboxen unterzutauchen, kracht auch schon sein Colt. Big Bill spürt den Luftzug der vorbeizischenden Kugel gefährlich nahe an seinem Gesicht.

Blitzschnell erwidert er den Schuss.

Brüllend stürzt der Unbekannte zu Boden, dabei halten seine Finger den Griff seines Colts fest umklammert. Aber bevor er damit weiter schießen kann, ist Bill bereits bei ihm und tritt ihm mit der Spitze seines hochhackigen Lederstiefels hart auf die Hand. Der hinterhältige Schütze schreit schmerzvoll auf und lässt die Waffe endgültig los.

»Ein Mann sollte immer wissen, wann er verloren hat«, sagt Baker gefährlich leise.

Als er sich zu ihm hinunter beugt, ist er nicht überrascht, in ihm einen jener Männer zu erkennen, die zusammen mit Owen Brannigan in Manuels Cantina waren.

»Wo sind deine Freunde?«

Als der Mann schweigt, drückt ihm Bill den Lauf seines Navys an die Stirn und spannt den Hahn.

»Wo sind sie?«

»Fahr zur Hölle, du verdammter Deputy! Selbst wenn du mich jetzt erledigst, wird dir das nicht mehr viel nützen. Archie und Mike warten nämlich schon auf dich.«

Verdammt, denkt Big Bill Baker, verdammt, warum muss immer ich in so einen Schlamassel geraten? Ist auf meiner Stirn *Ich brauche Schwierigkeiten* eingebrannt?

Als er darauf keine befriedigende Antwort findet, stößt er ein ärgerliches Knurren aus, reißt seine Rechte hoch und schmettert den Griff seines Navys auf die Stirn des Mannes.

Während dieser bewusstlos zur Seite sackt, ist von links ein scharrendes Geräusch zu hören. Bill wirft sich nach hinten, während es vor ihm auch schon blitzt und kracht. Keine Handbreit von seiner Schulter entfernt schlägt eine Kugel in den Boden des Mietstalls, reißt eine hässliche Furche in den Dreck und schleudert ihm eine Handvoll Sand und Staub ins Gesicht. Sofort erwidert Bill das Feuer.

Irgendwo vor ihm ertönt ein unterdrückter Schrei und dann hört er, wie jemand keuchend davonhumpelt. Bis er wieder auf die Beine kommt, wird eine Seitentür im Stall aufgerissen und der unbekannte Schütze verschwindet fluchend im Dunkel der nächsten Seitengasse.

Weit und breit ist niemand mehr zu sehen. Dafür kommt jetzt Cape Willingham in den Stall.

»Alles klar, Bill?«

Der Cowboy nickt nur und zeigt mit dem Revolverlauf auf den Mann, den er bewusstlos geschlagen hat. »Hier, den schenke ich dir. Der Rest von Brannigans Freunden hat sich wohl aus dem Staub gemacht. Anscheinend können es diese großspurigen Bastarde nur mit Betrunkenen, Frauen oder Kindern aufnehmen.«

Der Sheriff blickt sich einen Moment eingehend um, dann beginnt er zustimmend zu nicken.

»Yeah Bill, und deswegen bin ich auch froh, dass ich dich in der Cantina an meiner Seite hatte. Also, wenn du mal vom Küehüten genug hast, hier in Tascosa könntest du als Sternträger bestimmt Karriere machen. Dafür würde ich sorgen.«

Big Bill winkt sofort ab.

»Nein danke, ein Pferd, ein Sattel und der Himmel von Texas als Decke genügen mir vollkommen. Außerdem habe ich mit der Drei Balken inzwischen eine Heimat gefunden, die ich gegen nichts mehr eintauschen möchte. «

Willingham nickt verstehend. Allerdings ahnt zu diesem Zeitpunkt noch keiner von beiden, dass dieses Angebot einmal Bills letzte Chance sein wird. Denn das Schicksal meint es bald nicht mehr besonders gut mit dem riesenhaf-ten Cowboy.

Aber das können Willingham und Baker zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen.

Denn all diese Dinge passieren nämlich erst Monate später, doch das ist dann eine ganz andere Geschichte.

Chisum, Colts und Comancheros

»Bosque Grande!«, sagt Ben Allison ehrfurchtsvoll und zügelt sein Pferd.

Lee Marlowe nickt zustimmend. Inzwischen hat auch er die Gruppe weit ausladender Cottonwood-Bäume erkannt, die da vor ihnen den Lauf des Rios Pecos säumen. Dahinter zeichnen sich deutlich die weißen Adobelehm-mauern der gewaltigen Ranch ab.

Ihr Besitzer, John Simpson Chisum, ist zwar jetzt schon ein bemerkenswerter Mann und diese Ranch, die sein Lebenswerk ist, über die Grenzen des Landes hinaus bekannt, dennoch ahnt keiner der beiden, dass dieses Anwesen und sein Besitzer schon bald noch berühmter werden sollen.

Allerdings geschieht dies erst in zwei Jahren. Dann, wenn gewisse Dinge ihren Lauf nehmen, die später als Lincoln County Krieg in die Geschichte eingehen werden.

Im Moment hat ihr Besuch aber einen anderen Grund.

Dieser ist so wichtig, dass sich auf Bosque Grande heute mindestens zwanzig Rancher aus der umliegenden Gegend einfinden werden. Auch die Drei Balken ist dabei, vertreten durch Ben Allison und Lee Marlowe. Spielkarten haben entschieden, dass Big Bill Baker zu Hause bleiben muss, um auf die Ranch aufzupassen. Alle drei waren nämlich begierig darauf, diese legendäre Ranch zu besuchen und Bill hat verloren. Er wird zwar noch Jahre später behaupten, dass diese Karten gezinkt waren und Ben und Lee werden sich deshalb immer wieder wissend angrinsen, aber das ändert nichts daran, dass sie es jetzt sind, die Bosque Grande betreten werden, während Bill zu Hause bleiben muss. Denn noch steht das Gesetz in der Brasada auf wack-

ligen Beinen und niemand kann es sich erlauben, Haus und Hof mehr als einen Tag unbewacht zu lassen.

Auch Chisums Ranch gleicht einer Festung.

Bosque Grande ist viereckig angelegt und von einer Mauer umgeben, die mehr als mannshoch ist. Überall in dem Mauerwerk sind Schießscharten eingelassen und im Norden und Osten des Anwesens stehen auf den Wachtürmen sogar Sechspfünderkanonen.

Als Ben und Lee ihre Pferde auf die Gebäude zu lenken, erkennen sie rechts davon die Körper von drei Männern, die an den weit ausladenden Ästen der Cottonwoods leblos im Wind baumeln.

»Netter Empfang«, meint Lee lakonisch.

Allison bleibt einen Kommentar schuldig, allerdings wird sein Gesicht immer nachdenklicher.

Wenig später zügeln sie ihre Pferde vor dem Haupthaus der Ranch. Noch bevor sie dann von ihren Pferden steigen, werden sie von einem halben Dutzend Peones umringt, die allesamt in weiße Leinenkleider gehüllt sind. Man versorgt ihre Pferde und geleitet sie in das Ranchhaus.

Als sie schließlich im Wohnzimmer stehen, kommen beide nicht mehr aus dem Staunen heraus. Zwar haben auch sie aus ihrem Anwesen, das einst nur ein in die Erde gegrabenes Loch war, ein ansehnliches Zuhause geschaffen, aber das, was sie hier sehen, lässt ihre Augen so groß wie Spiegeleier werden. Hier gibt es nichts als Luxus, Prunk und Verschwendung.

In der Empfangshalle des Wohnhauses hängen ausgebreitete Büffelfelle, alte Indianerwaffen und spanische Degen und Musketen an den Wänden. Drei wuchtige, handgeschmiedete Kleiderständer, an denen Besucher ihre Jacken

und Hüte hängen können, und eine Deckenlampe, die aus einem weit ausladenden Hirschgeweih besteht, vervollständigen die Einrichtung in dem Eingangsbereich. Im Wohnzimmer selber gibt es kostbare Kristallglasvitrinen, in denen teures Porzellan und schweres Tafelbesteck aus massivem englischen Silber ausgestellt sind. Schränke und Sekretäre aus Mahagoni und Sitzmöbel aus japanischem Kirschbaumholz und handgefertigtem Büffelleder vervollständigen die Einrichtung. Auf dem Boden liegen Bären- und Pumafelle und die Wände sind mit Gobelins aus dem alten Europa verziert.

Heiliger Rauch, überlegt Lee Marlowe, sicherlich kann man für die Kosten jedes einzelnen hier ausgestellten Möbelstücks einen Cowboy mitsamt seiner Familie mindestens ein halbes Jahr lang ernähren. Allein die Glasvitrine mit dem Tafelsilber dürfte so viel wert sein wie die ganze Drei Balken. Weiter kommt er mit seinen Überlegungen über diesen Reichtum nicht, denn ständig strömen neue Gäste in das Haus.

Die Versammlung findet also im Wohnzimmer statt, denkt Lee, als immer mehr hartgesichtige Männer in den Raum kommen. Beinahe drei Dutzend Männer stehen oder hocken schließlich vor dem großen Kamin und hören zu, was Chisum ihnen zu sagen hat. Ben Allison sitzt auf einer Bank neben Leigh Dyer, dem Besitzer der T-Anchor Ranch, ihnen gegenüber lehnt Lucian Scott, der Herrscher der Lone-Star-Ranch an der Wand. Lee selber befindet sich in Gesellschaft einiger Small Rancher.

»Herzlich willkommen, Männer«, beginnt nun Chisum.

»Zunächst einmal möchte ich mich für euer zahlreiches Erscheinen bedanken. Es tut mir leid, dass ich euch als Begrüßung drei Gehenkte präsentieren muss, aber diese Huren-söhne haben gestern versucht, mein Vieh zu stehlen. Ich habe nichts dagegen, wenn einer meiner Männer, den ich im Winter auf Grubline schicke, eine Kuh beiseiteschafft, aber bei dreihundert Rindern hört auch bei mir der Spaß auf. Ich werde die drei zur Abschreckung eine Woche hängen lassen, damit jeder sehen kann, was passiert, wenn man mein Vieh stiehlt. Das ist auch der Grund, warum ich euch hergeben habe.«

»Damit erzählst du uns nichts Neues, John. Das Land ist voll von diesem Gesindel«, gibt Dyer zu bedenken. Dabei wirkt sein Gesicht ziemlich sorgenvoll.

Chisum nickt bedächtig. »Das ist richtig, Leigh. Allerdings nimmt der Viehdiebstahl inzwischen Dimensionen an, die uns alle in den Ruin treiben werden. Das sind keine hungrigen Schollenbrecher oder irgendwelche umherziehenden Indianer mehr, die sich hier und da ein Rind in die Tasche stecken. Das ist schon organisierter Viehdiebstahl und dahinter stecken nur die Comancheros.«

»Woher willst du das so genau wissen?«, ruft einer der Anwesenden dazwischen.

»Mein Vormann hat erst letzte Woche in den Cap Rocks ein Camp von ihnen entdeckt. Zwanzig Mann, zweitausend Rinder und jedes dieser Longhorns hatte ein anderes Brandzeichen. Es wird Zeit, dass man endlich etwas gegen sie unternimmt.«

»Solange sie dem Militär aber ständig irgendwelche Weiße zurückbringen, die von den Indianern verschleppt wurden, wird das die Army nicht besonders gerne sehen. Hat

nicht einer von ihnen erst letzten Monat sogar eine Bande Waffenschmuggler hochgehen lassen?«, weiß ein anderer zu berichten.

»Pah!«, empört sich Lucian Scott. »Drei zahnlose, alte Greaser mit einer Handvoll spanischer Musketen im Gepäck. Das waren keine Waffenschmuggler, die armen Schweine mussten lediglich als Bauernopfer herhalten. John hat schon recht, wenn er behauptet, dass man den Comancheros endlich mal eine Lektion erteilen sollte.«

»Und wie stellt ihr euch das vor?«, will ein anderer Mann wissen.

»Am Rio Hondo gibt es ein ganzes Dorf voll mit diesen Hurensöhnen. Zwei Wagen mit Kerosin beladen und zwanzig oder dreißig zu allem entschlossene Männer sollten genügen, um diese Blase endgültig aus dem Land zu fegen.«

Jeff Miller, ein Small-Rancher vom Brazos, hebt nun die Hand und meldet seine Bedenken an. »Gibt es in dieser Siedlung nicht auch Frauen und Kinder?«

»Natürlich«, entgegnet Chisum grollend. »Dort gibt es sogar jede Menge von denen. Frauen, die kleine Comancheros gebären und großziehen, damit die Kinder später einmal den Gefangenen Fleischfetzen aus dem Körper beißen oder auf ihre Schultern klettern, wenn man die armen Teufel an den Haaren aufgehängt hat. Wenn du ihnen in die Hände fällst, schlagen dir die Weiber lachend Speerdornbüsche zwischen die Beine, während dir ihre ach so niedlichen Kinder Brandpfeile ins Gesicht schießen. Verdammt Miller, seit wann machst du dir Sorgen um Comancheroweiber und deren Bälger?«

»Weil es Sünde ist, was wir vorhaben. Wenn wir das Dorf

angreifen, wird es nicht ausbleiben, dass auch Frauen und Kinder getroffen werden. Damit ist es Mord an Wehrlosen, egal, wie man es betrachtet.«

»Nenne es, wie du willst. Wenn du möchtest, gehe ich gerne zur Beichte, aber erst, nachdem ich diese Sünde begangen habe«, grollt Chisum und macht eine herrische Handbewegung, mit der er jedermann deutlich zeigt, dass für ihn dieses Thema nun erledigt ist.

Abrupt wendet er sich um.

»Genug jetzt, Maria hat ein vorzügliches Mahl für euch zubereitet. Deshalb esst und trinkt, soviel ihr könnt, und spart verdammt noch mal nicht mit dem Wein.«

Als das silberne Band des Rios Pecos vor den Männern auftaucht, ist es kurz vor Sonnenaufgang. Chisums Männer lenken zwei hochbeladene Wagen durch den Fluss, der an dieser Stelle kaum mehr als drei Inchs tief ist. Den Wagen folgen weitere zweiundzwanzig zu allem entschlossene Männer. Mit ihnen reiten auch Ben Allison und Lee Marlowe. Als der Reitertrupp seine Pferde auf einem kakteenbewachsenen Hügelrücken zügelt, geht gerade die Sonne auf. Die ersten Strahlen der Morgendämmerung tauchen die unter ihnen liegenden Hütten in zinnoberrotes Licht. Alle Gespräche sind nun verstummt, jeder weiß, was er zu tun hat. Während die Reiter das Dorf der Comancheros weiträumig umzingeln und die mit Kerosin beladenen Wagen in Position bringen, ist es die Aufgabe von Lee, die Wachen auszuschalten.

Bedächtig steigt er vom Pferd, zieht seine Jacke aus und

nimmt den Hut ab. Dann blickt er sich noch einmal um und ist im nächsten Augenblick in der rauen Felslandschaft verschwunden.

Das Ganze ist für ihn denkbar einfach.

In dem Dorf leben mindestens einhundert Männer, Frauen und Kinder und deshalb kommt keiner der beiden Wachposten auch nur im Entferntesten auf die Idee, dass dieses Dorf jemals angegriffen werden könnte. Dementsprechend ist also ihre Wachsamkeit. Lautlos schleicht sich Lee an den ersten Posten heran und schlägt ihn nieder, bevor er Alarm geben kann. Geduckt geht er die zweite Wache an, und bevor der Mann auch nur auf drei zählen kann, ist er schon bewusstlos, gefesselt und geknebelt.

Danach richtet sich Lee Marlowe auf und winkt den anderen zu.

Als sich die Texaner der Siedlung nähern, halten jetzt fast alle Sharps-, Spencer- oder Winchestergewehre in den Händen. Das ist auch gut so, denn während sie die ersten Häuser passieren, wankt aus einer der Hütten eine gichtgekrümmte, zahnlose Alte mit einem leeren Wassereimer in der Hand. Noch bevor die Männer um Chisum reagieren können, hallt ihr schrilles Kreischen ohrenbetäubend durch den Morgen.

Einen Moment später ist in dem Comancherodorf die Hölle los. Gewehre und Revolver beginnen zu hämmern, Schreie gellen durch den Morgen und als die mit Kerosin beladenen Wagen in die vordersten Häuser des Dorfes krachen, ist das Chaos perfekt.

Es ist dann zwei Tage später, als sich Ben Allison und Lee Marlowe wieder auf dem Rückweg zur Drei Balken befinden. Ihr Ritt verläuft ziemlich still, die ganze Zeit über sprechen die Freunde kaum ein Wort. Irgendetwas scheint die beiden zu bedrücken.

»Verdammte Scheiße!«, unterbricht Lee schließlich das endlose Schweigen. »Auch wenn es Comancheros waren, so kann man mit Menschen nicht umspringen.«

Ben Allison zügelt sein Pferd und mustert seinen Sattelpartner überrascht. »Was regst du dich denn so auf? Du hast doch genauso wie alle anderen auch dabei mitgemacht.«

»Beim Kampf Mann gegen Mann ja, aber nicht beim Anzünden ihrer Hütten und beim Schießen auf Frauen und Kinder.«

Allison spuckt ärgerlich zu Boden und schenkt seinem Sattelpartner danach einen verständnisvollen Blick. »Du hast recht, damit ist Chisum eindeutig zu weit gegangen. Aber damit muss er klarkommen. Wir haben uns nichts vorzuwerfen, schwerbewaffnete Comancheros oder Frauen und Kinder sind nun mal zwei paar Stiefel und wir haben uns nur an die Bewaffneten gehalten. Also vergessen wir besser dieses Geschehen und widmen uns lieber wieder unseren eigenen Problemen. Ich denke, Big Bill wird uns mehr als nur ein Loch in den Bauch fragen.«

Lee Marlowes Gesicht wird nun von einem breiten Grinsen verzogen. »Vor allem dann, wenn ihm jemand erklärt, wie unsere Abstimmung vonstattenging.«

»Sei bloß ruhig«, erwidert Allison. »Oder hast du etwa Lust, das unserem Riesenbaby genauer zu erklären?«

Während sie grinsend wieder zurück auf ihre Heimatwei-

de reiten, geschehen im Land ein paar Dinge, die für die Comancheros weitreichende Folgen haben werden. Inzwischen ist nämlich auch die Regierung auf ihr Treiben aufmerksam geworden und so kommt es, dass sich die Texas-Ranger für die Comancheros zu interessieren beginnen. Unter dem Kommando von Captain John B. Jones heftet sich das Frontier-Bataillon an ihre Fersen. Zudem beschäftigt sich jetzt auch Colonel MacKenzie intensiver mit ihnen, um endlich ihren Waffenhandel mit den Comanchen zu unterbinden. 1874, also noch im gleichen Jahr, in dem die hier geschilderten Ereignisse geschehen sind, zwingt MacKenzie einen der bekanntesten der Comancheros zur Beendigung seiner Karriere. Als Jose Piedad Tafoya, um dem Strick zu entgehen, seine Geschäfte aufgibt, ist dies ein schwerer Schlag für die Comancheros, von dem sie sich nicht mehr erholen. Bereits ein Jahr danach spielen sie keine allzu große Rolle mehr in diesem Land. Nur noch vereinzelt treten sie als Indianerhändler, Waffenschieber oder Schmuggler in Erscheinung.

Taylor's letzter Coup

Schon seit einer Woche ist ganz Tascosa von einer seltsamen Geschäftigkeit befallen.

In allen Häusern wird geschrubbt und geputzt, viele Fassaden werden sogar neu gestrichen und selbst die ausgetretenen Stepwalks erstrahlen plötzlich in neuem Glanz. Ja, auch die staubige Mainstreet wird mit Reisigbesen und Schaufeln behandelt und deshalb ist nirgendwo auch nur

der kleinste Papierschnipsel oder sonstiger Unrat zu entdecken.

Statt des Gestanks von verbranntem Essen, Rinderscheiße, Sattelleder und Pferdeschweiß hängt jetzt der liebeliche Duft von frisch gebackenem Kuchen, Zitronenlimonade und feinen Bratenstücken wie eine Glocke über der Stadt. Es ist der dritte Juli und man beginnt schon am Mittag damit, ganz Tascosa in ein Meer aus blauweißroten Girlanden, Blumen und Fähnchen zu verwandeln.

Am Morgen des nächsten Tages dann erreicht das Treiben seinen Höhepunkt.

Überall in der Stadt werden Tische und Bänke aufgestellt und auf der Plaza brät man über Holzkohlenfeuer halbe Ochsen, Schweine und Hühner. Aus dem Mexikanerviertel sind Gitarrenklänge zu hören und auch auf der Mainstreet wird hier und da schon gefiedelt und geklatscht.

»Eigentlich ist es doch immer das Gleiche«, sagt Ben Allison, als er geschmeidig aus dem Sattel steigt. »Warum tun wir uns das nur jedes Jahr an?«

»Wie meinst du das?«, fragt Lee Marlowe, sein Sattelpartner.

Ben zuckt mit den Schultern.

»Na wie wohl? Sieh dich doch einfach mal um. Das ganze Jahr über reiten, schießen und fluchen sich alle durch Tascosa, dass es selbst dem Reverend manchmal zu viel wird und McQuiston kann, wie ihr alle wisst, so einiges vertragen. Nur am vierten Juli benehmen sich alle wie die Sonntagsschüler. Man gibt seine Waffen am Stadteingang ab, sagt brav Bitteschön oder Dankeschön und stellt sich ohne Murren am Kuchenstand der Frauenliga an. Man sieht einem Pferderennen zu, nimmt am Hufeisenwerfen teil,

trinkt selbst gemachte Zitronenlimonade und alle haben sich lieb. Aber schon am Tag darauf kleben Doc Hoyt oder unser Richter wieder mit der Nase am Fußboden, weil ihnen die Kugeln irgendeiner wild gewordenen Treibherdenmannschaft um die Ohren fliegen, während diese schießend in die Stadt einreitet.«

»Jetzt hör doch auf zu nörgeln.« sagt Big Bill Baker. »Es ist schließlich nur einmal im Jahr Nationalfeiertag.«

»Sicher Bill, aber warum können sich manche Leute danach nicht genauso anständig benehmen, wie sie das an diesem Tag tun?«

Bill verzieht das Gesicht, weil er darauf auch keine Antwort weiß.

Bevor die drei Männer von der Balken Ranch sich weiter über dieses Thema auslassen können, kommen ihnen zwei mexikanische Peones entgegen, die Sheriff Willingham persönlich ausgewählt hat. Sie führen ihre Pferde in den Mietstall und nehmen die Waffen in Empfang. Nachdem sie die Revolvergürtel an einem Haken an der Stallwand aufgehängt haben, erhalten die Texaner drei Zettel mit Nummern.

»Irgendwie fühle ich mich jetzt nackt«, sagt Lee Marlowe, als sie Richtung Plaza laufen. Dabei streicht er mit der Rechten immer wieder über seine Hüfte.

»Lass das bloß keine Lady aus der Frauenliga hören, sonst schmeißen sie uns womöglich noch aus der Stadt. Ich muss nämlich unbedingt wissen, wer das Rennen gewinnt. Schließlich habe ich verdammt viel Geld auf Pete Evans und seinen Gaul gesetzt«, empört sich Big Bill.

»Und du bist sicher, dass es klappt?«

Bob Taylor macht ein Gesicht, als hätte er einen Kaktus geküsst. Während er den Kopf zur Seite dreht, verzieht er die Lippen zu einem böartigen Grinsen.

»Natürlich wird es klappen«, sagt er zwar freundlich, aber seine Augen bleiben dabei glasklar und hart. »Wir haben das Ganze doch schon hundert Mal durchgekaut, also was soll die Frage, Jim?«

Jim Mortimer hebt seinen Hut an und kratzt sich nachdenklich am Kopf.

»Darüber reden ist eine Sache, es zu tun, eine andere. Ein Mann sollte nur solche Töne pfeifen, die er auch beherrscht. Mann, Bob, in dieser Stadt gibt es mindestens einhundert wilde Texascowboys, die sich freiwillig nicht mal einen Knopf wegnehmen lassen, und du willst sie gleich um tausend Dollar erleichtern.«

Bob Taylor schüttelt den Kopf. »Nicht nur tausend, bei dieser Sache ist mindestens das Fünffache drin, wenn nicht sogar mehr. Also hör jetzt auf zu jammern und halte dich an den Plan. Ich hoffe, du weißt noch, was du zu tun hast?«

»Natürlich!«, beeilt sich Mortimer mit der Antwort.

Dabei nickt der rotköpfige Mann so heftig mit seinem Schädel, dass Taylor befürchtet, dass ihm dieser jeden Moment von den Schultern fallen wird.

»Natürlich«, versichert er nochmals.

»Das große Pferderennen zum Unabhängigkeitstag wird auch dieses Jahr wieder unzählige Reiter anlocken. Da jeder Teilnehmer ein ansehnliches Startgeld entrichten muss und sich auch Tascosa nicht lumpen lässt, wird dieser Betrag durch die ortsansässigen Geschäftsleute und die Rancher noch mal verdoppelt. All dieses Geld wird im Haus

des Richters deponiert, und weil außer Sheriff Willingham jeder Mann in der Stadt seine Waffen abgegeben hat, besitzen wir mit unseren versteckten Colts gegenüber den anderen einen gewaltigen Vorteil.«

»Genau und wann holen wir uns dieses Geld?«

»Kurz vor der Siegerehrung, wenn sich die ganze Stadt unten am Fluss versammelt hat, um zu sehen, wer als Erster durchs Ziel reitet. Dann befindet sich außer dem Sheriff höchstens noch der Richter mit dem Geld in seinem Haus. Während ich die Mexikaner am Mietstall ausschalte und die Pferde zum Haus des Richters bringe, wirst du dort das Geld einsammeln.«

»Richtig, und bis es soweit ist, benimmst du dich möglichst unauffällig, wirst dich nicht betrinken und gehst jedem Streit aus dem Weg, verstanden?«

Während Mortimer erneut zu nicken beginnt, fängt Taylor nun an verwegen zu grinsen.

Yeah, genauso werden wir es machen, denkt er. Er hat sich das Ganze von seinem Partner nur noch einmal erklären lassen, weil er weiß, dass Mortimer nicht gerade das ist, was man gemeinhin als große Leuchte bezeichnet. Er hat keine Lust, dass durch dessen Einfältigkeit die ganze Sache doch noch in die Hose geht. Eigentlich hatte er diese Idee mit jemand anderem entwickelt, aber dessen Gesicht war leider auf zu vielen Steckbriefen zu sehen und nachdem er durch einen Sternträger an Bleivergiftung starb, wurde die Zeit knapp. Nur deshalb kam Mortimer ins Spiel.

Als sie die Hügel hinunter reiten und die ersten Häuser mit ihren falschen Fassaden erreichen, ist Bob Taylor plötzlich so aufgeregt wie ein Junge vor seinem ersten Rendezvous. Er sieht sich bereits mit funkelneuen Stiefeln,

neuem Hemd und neuer Hose irgendwo die Hauptstraße von El Paso oder Santa Fe entlangspazieren, mit Taschen voller Geld und Mädchen im Arm, die einem das Paradies versprechen.

Aber wie sagt ein altes Sprichwort: Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.

Gegen Mittag erreichen die Feierlichkeiten zu diesem Tag ihren Höhepunkt.

Die Plaza von Tascosa ist schwarz vor lauter Menschen, als Richter Dills in seinem besten Anzug auf ein Podest steigt und seine alljährliche Nationalfeiertagsansprache hält. Zu Dutzenden drängen sich die Leute auf dem Platz und es wird totenstill in der Stadt. Nach dem Ende der Rede aber brandet lauter Jubel auf und alle Menschen schieben und drängen sich nun unter lautem Geschrei zum westlichen Stadtrand und zum Fluss hin, dorthin, wo jetzt das große Rennen stattfinden wird.

Alle?

Nein, eine Handvoll Männer bleiben aus unterschiedlichen Gründen in Tascosa zurück, das jetzt leer und verlassen wie eine Geisterstadt wirkt.

Da sind zunächst einmal Paco und Miguel, die beiden Mexikaner, die im Mietstall auf die Waffen der Feiernden aufpassen, Sheriff Willingham, der im Haus des Richters mit einer Schrotflinte vor einer verschlossenen Eisenkassette sitzt, in der sich das Preisgeld für das Rennen befindet, und Ben Allison. Dieser steht jetzt vor Dunns Saloon und starrt kopfschüttelnd der johlenden Menge nach. Er ist we-

der ein Freund von großen Menschenansammlungen noch von selbst gebackenem Kuchen und irgendwelchem Zuckerwasser, das nach Zitrone oder Minze schmeckt. Er hat sich im Mexikanerviertel einen Teller mit scharfen Frijoles genehmigt und würde das Brennen des Bohnengerichts in seinem Magen jetzt gerne mit einem ordentlichen Schluck Whisky löschen. Aber der Saloon ist zu, weil Dunn ebenso wie alle anderen beim Rennen ist.

Deshalb bemerkt er auch als einziger die beiden abgerissenen wirkenden Gestalten, die heimlich durch die Stadt schleichen. Eine nähert sich dem Haus des Richters, die andere läuft solcherart unauffällig auf den Mietstall zu, dass es schon wieder auffällig ist. Ein ungutes Gefühl nimmt von Ben Besitz, zumal er diese Gestalt kennt. Jim Mortimer gilt hier in der Gegend als Taugenichts und Herumtreiber. Kein Mensch weiß, mit was er seinen Lebensunterhalt bestreitet, aber weil er ständig Geld besitzt, ohne dass ihn jemand arbeiten sieht, vermutet man, dass er sich jenseits des Gesetzes bewegt.

Als er dann auch noch eine Waffe in den Händen des Herumtreibers erkennen kann, ist für Ben sofort klar, was hier geschieht.

Die beiden haben es auf das Preisgeld des Rennens abgesehen. Während einer den Mietstall unter Kontrolle bringt und somit alle Waffen der Stadt, wird der andere sich um den Sheriff und das Geld kümmern. Der Zeitpunkt könnte nicht besser gewählt sein, denn die Stadt ist menschenleer und Willingham wird mit allem Möglichen rechnen, nur nicht mit einem Überfall am Nationalfeiertag.

Allison stößt einen ärgerlichen Laut aus und spuckt zu Boden.

Na wartet, denkt er, euch werde ich die Suppe versalzen.

Vorsichtig folgt Allison Mortimer zum Mietstall hin, immer bemüht dabei kein Geräusch zu verursachen. Denn im Gegensatz zu dem Herumtreiber ist er im Moment unbewaffnet. Also muss er einen Trick anwenden, um ihn auszuschalten. Dabei kommt ihm Mortimers einfältiges Wesen zugute. Als er sich nur noch durch einen Gartenzaun getrennt in seinem Rücken befindet, hebt er einen faustgroßen Stein vom Boden auf und schleudert ihn nach links auf den Mietstall zu. Der dumpfe Aufprall hallt überlaut durch die verlassene Stadt.

Danach geschehen mehrere Dinge gleichzeitig.

Jim Mortimer geht auf jene Stelle zu, von wo das Geräusch erklang, die Tür zum Mietstall öffnet sich, Miguel streckt seinen Kopf neugierig ins Freie und Ben springt im gleichen Moment über den Gartenzaun. Das ist mehr, als Mortimers Spatzenhirn verarbeiten kann und deshalb ist Ben bei ihm, noch bevor dieser seine Waffe einsetzen kann.

Er trifft ihn mit seinen Fäusten hart und schnell. Mortimers Kopf wird erst nach links und dann nach rechts geworfen. Danach fällt er auf die Knie, seinen Colt hat er dabei längst verloren. Ben lässt ihm keine Zeit, wieder auf die Füße zu kommen. Zielgenau nimmt er Maß und dann trifft seine Rechte direkt auf den Punkt. Mortimer verdreht die Augen wie ein Fisch auf dem Trockenen, fällt zur Seite und rührt sich nicht mehr.

Erst jetzt bemerkt Ben die beiden Mexikaner in seinem Rücken, die ihre Colts auf ihn gerichtet haben.

Es bedarf aber nur weniger Worte und schon machen sich alle drei bewaffnet auf den Weg zum Haus des Richters. Kurz bevor Allison seine Rechte um die Klinke der Haustür legen kann, ertönt drinnen das helle Krachen einer Taschenpistole, dem das dumpfe Wummern einer großkalibrigen Waffe folgt.

Als er voller Sorge die Eingangstür aufreißt und ins Innere des Gebäudes stürmt, kommt ihm im Flur auch schon Cape Willingham entgegen. Er kommt ziemlich gekrümmt daher und sein Gesicht hat die Farbe grauer Asche angenommen.

»Was ist passiert, Cape?«

Der Sheriff zerquetscht einen wilden Fluch zwischen den Lippen, bevor er antwortet.

»Da wollte sich wohl jemand das Preisgeld unter den Nagel reißen. Ha, da war er bei mir aber an der falschen Stelle. Als dieser Hurensohn seinen versteckten Ladykracher abfeuerte, musste ich ihm doch glatt zeigen, was man mit einem anständigen Gewehr so alles anstellen kann.«

»Hast du ihn wenigstens getroffen?«, erwidert Ben und kann sich dabei ein Grinsen kaum verkneifen.

»Natürlich, der Bastard liegt dahinten. Er hat jetzt ein Loch im Bauch, das groß genug ist, um ein Pferd durchspringen zu lassen. Ich schätze mal, dass er den nächsten Tag nicht überleben wird.«

Danach verdreht der Sheriff einfach die Augen und fällt rücklings zu Boden. Erst jetzt bemerkt Ben, dass Willinghams rechte Seite voller Blut ist.

Nur wenige Tage später ist Bob Taylors letzter Coup bereits schon wieder vergessen. Er selber ist an der Schusswunde gestorben, sein Partner Mortimer wandert für sechs Jahre hinter Gitter und der eisenharte Cape Willingham patrouilliert schon wieder durch die Straßen von Tascosa. Er hat den Schulterschuss weggesteckt wie einen Mückenstich und weiß immer noch nicht, ob er über den Ausgang der Geschichte wütend sein oder sich über die Tatsache freuen soll, dass er noch am Leben ist.

Erwähnenswert ist vielleicht noch, dass Pete Evans das Rennen tatsächlich gewonnen hat und Big Bill deshalb ganze zweiundvierzig Dollar an Gewinn einstreichen durfte. Aber nach ein paar Lokalrunden in Dunns Saloon und der Gesellschaft einer feurigen Mexikanerin besitzt er, als er am anderen Morgen auf der Drei Balken erwacht, außer einem gewaltigen Brummschädel nur noch lumpige vier Dollar und zweiunddreißig Cent.

Aber das ist ihm egal.

Er hat sich in dieser Nacht sein Leben sozusagen um den Hals gehängt, die Stunden mit jeder Faser seines Körpers genossen und deshalb sind für ihn die Erinnerungen daran nicht mit Geld aufzuwiegen.

Keine Schafe für Tascosa

Die Sonne versinkt im Westen und taucht das Land in ihr blutrotes Licht.

Unaufhaltsam kriecht die Dämmerung an diesem Sonntag durch die Straßen und Gassen von Tascosa, während

die Stadt ganz allmählich zur Ruhe kommt.

Nur im Haus der Panhandle Cattleman Association geht es noch hoch her.

Im Büro der Viehzüchtervereinigung des Landes steht Sloan Hartford breitbeinig hinter einem Schreibtisch, eine Zigarre im Mundwinkel.

Er ist ein kurzbeiniger, kaum mittelgroßer Mann, dessen kantiger Schädel mit dem herausfordernd vorgeschobenen Kinn und den hellen, blitzenden Augen eine unduldsame Härte aufzeigt. Er erinnert an eine Bulldogge, die sich, einmal festgebissen, von niemand mehr vom Weg abbringen lässt.

Ungeduldig wippt er auf seinen Stiefelabsätzen.

»Ich weiß gar nicht. Warum ihr euch darüber so aufregt«, sagt Hartford unbeeindruckt von dem aufkommenden Murren und lässt seinen Blick über das halbe Dutzend Viehzüchter schweifen, das sich heute Abend hier versammelt hat. »Tatsache ist doch, dass jeder von uns durch den trockenen Sommer im letzten Jahr Hunderte, wenn nicht sogar Tausende von Rindern verloren hat. Was machen wir, wenn es dieses Jahr noch einmal solch eine Dürre gibt? Noch einen Kredit bei der Bank aufnehmen, noch einmal zusehen, wie unsere Rinder verrecken? Ich sage nein und deshalb gibt es nur eine Alternative zu überleben. Wir müssen bei der Viehzucht neue Wege gehen und dazu gehört auch, dass wir es mit Schafen versuchen sollten.«

»Bist du verrückt geworden, Sloan?«, fragt Clay Fisher, ein Rancher vom Canadian-River.

»Nein!«, sagt Hartford und legt den Kopf zurück. »Im Gegensatz zu euch kann ich nämlich zwei und zwei zusammenzählen. Wenn wir eine Herde von nur tausend Tieren

den Winter über auf dem Cap Rock Plateau grasen lassen, ist diese spätestens im Frühjahr das Dreifache von dem wert, was wir hineingesteckt haben. Rinder verhungern bei dem bisschen Gras, das es dort oben gibt, für Schafe aber reicht es allemal. Wenn wir die Tiere in Ruhe lassen und das Raubzeug fernhalten, wird sich ihr Gewicht bis zum Frühjahr verdoppeln. Dazu kommen ständig neue Lämmer zur Welt und steigern so den Wert der Herde noch weiter.«

»Bei deinen ganzen Rechenbeispielen scheinst du aber etwas vergessen zu haben«, erwidert Fisher. »Das hier ist Rinderland, hier leben Menschen, bei denen allein schon das Wort Schafe genügt, dass sie zur Waffe greifen. Vergiss diese Schnapsidee, außerdem wird dir hier keiner auch nur einen Inch Weideland abtreten, damit du darauf Schafe grasen lassen kannst.«

»Soviel ich aber weiß, ist das Cap Rock Plateau Regierungsland«, gibt Hartford zurück. »Also könnte man dort oben Schafe weiden lassen.«

»Er scheint schwerhörig zu sein«, sagt Fisher und wendet sich dabei an den Rest der anwesenden Viehzüchter. »Er will einfach nicht begreifen, dass es in diesem Land keinen Platz für Schafe gibt.«

»Yeah«, stimmt ihm ein anderer Mann zu. »Wo diese Wollschwänze weiden, wächst für viele Jahre nicht mehr genug, um damit Rinder ernähren zu können. Außerdem zertrampeln sie die Grasnarbe und der Gestank, den sie verbreiten, ist unerträglich. Clay hat recht, vergiss die Sache mit den Schafen, Sloan.«

Aber Sloan Hartford denkt überhaupt nicht daran, die Sache mit den Schafen zu vergessen. Seine wasserhellen Augen funkeln entschlossen, als er die Männer nacheinander

betrachtet.

»Das kann ich nicht, dafür hab ich schon zu viel in diese Idee investiert.«

»Wie meinst du das?«, will einer der Viehzüchter wissen.

»Ich werde einen Versuch wagen, mit oder ohne euch. Ich habe lange überlegt, aber schließlich habe ich mir doch eine Herde gekauft. Sie kommt aus Arizona herüber, fast eintausend Tiere, fünf Navajoschäfer und ebenso viele Hunde. Ich denke mal, dass sie nächste Woche hier eintreffen werden.«

Für einen Moment herrscht eine geradezu unheimliche Stille im Versammlungsraum der Viehzüchtervereinigung. Aber schon einen Augenblick später beginnen die Männer wild durcheinander zu reden. Ihr Brüllen und Fluchen ist schließlich bis auf die Straße zu hören.

In der kleinen Küche der Drei Balken Ranch herrscht an diesem Abend eine etwas zwiespältige Stimmung. Einerseits freuen sich Lee Marlowe, Ben Allison und Big Bill Baker darüber, dass sie den Kredit bei der Bank endlich abbezahlt haben und nun finanziell auf gesunden Beinen stehen, andererseits aber bereiten ihnen die Sattelgerüchte der letzten Tage großen Kummer.

Nachdem die Trockenheit des vergangenen Sommers bei den Viehbeständen der umliegenden Rancher verheerende Folgen hatte, sollen sich angeblich einige von ihnen mit dem Gedanken befasst haben, es mit Schafzucht zu versuchen.

Gewiss sind Schafe genügsamer, leichter zu beaufsichti-

gen und billiger im Unterhalt.

Aber Schafe hier in der Brasada ... alleine schon der Gedanke daran lässt die Männer erschauern. Sie alle wissen, dass zwischen den ins Rinderland vordringenden Schafzüchtern und den dort ansässigen Viehzüchtern sich andauernd blutige Kämpfe entwickeln, die fast immer bis zur letzten Patrone oder bis zum letzten Mann ausgefochten werden. Hüben wie drüben sterben dabei Dutzende von guten Männern, werden Schaf- oder Rinderherden erschossen, über Klippen gejagt oder in Flüssen ertränkt. Das war bisher in Nevada so, in Colorado und auch in New-Mexiko, warum also sollte es im Panhandle anders sein?

Aber gerade das ist das Letzte, was man hier in der Brasada gebrauchen kann. Man ist dabei, diesen Landstrich zu befrieden und zu besiedeln. Allmählich bekommt man die menschenverachtende Natur in den Griff, die wilden Indianerstämme sind fast alle gezähmt und mexikanische Desperados werden immer öfter eine Beute der Justiz. Zaghaft beginnt das Pflänzchen Fortschritt im Land zu wachsen. Man sieht es an den ersten Eisenbahnverbindungen, an den immer größer werdenden Siedlungen und an vielen anderen Dingen mehr. Ein blutiger Weidekrieg zwischen Schaf- und Rinderzüchtern würde das Land in seiner Entwicklung wieder um Jahre zurückwerfen.

Das wissen auch die Männer der Drei Balken und deshalb machen sich Bill, Lee und Ben nach dem Essen so ihre Gedanken.

»Ihr seht das Ganze viel zu schwarz«, sagt Lee Marlowe, während er seinen leeren Teller von sich schiebt und aus der Seitentasche seiner Kalbfellweste das Rauchzeug holt. »Die Viehzüchtervereinigung wird Sloan sicherlich noch

umstimmen können.«

»Das glaube ich nicht«, antwortet Big Bill, der gerade sein Geschirr ins Spülbecken legt. »Dieser Sloan ist nämlich ein kleiner, giftiger Wurzelzwerg, der ohne anzustoßen aufrecht unter meinem ausgestreckten Arm hindurch spazieren könnte. Er hat diese streitsüchtige Art im Leib, die man oft bei kleinen Männern findet. Der lässt sich durch nichts mehr von seiner Idee abbringen.«

»Bill hat leider recht«, seufzt Ben Allison. »Ich kenne Hartford, wenn auch nur flüchtig. Dieser unrasierte Kerl läuft ständig mit einer Leichenbittermiene durch die Gegend. Der geht wahrscheinlich sogar zum Lachen in den Keller. Die Frage ist also jetzt, was können wir dazu beitragen, dass es zu keiner Auseinandersetzung kommt?«

»Warum sollten wir uns da einmischen?«

»Das Herbst-Round Up steht vor der Tür und die Ranch muss langsam wieder winterfest gemacht werden. Uns stehen Tage harter Arbeit bevor. Ein Kampf zwischen Schaf- und Rinderzüchtern ist so ziemlich das Letzte, was wir dabei gebrauchen könnten. Die Ranch und wir müssen über den Winter kommen, wir können es uns nicht leisten, in irgendwelche Schwierigkeiten mit hineingezogen zu werden.«

»Verstehe. Und ich hätte da auch schon eine Idee. Ich weiß, dass uns drei gerade jetzt die Arbeit hier fast über den Kopf wächst, aber meiner Meinung nach wäre es von Vorteil, wenn sich jemand von uns die nächsten Tage in Tascosa umsehen würde. Dann hätten wir sozusagen Informationen aus erster Hand, wie sich die Dinge im Land entwickeln und wir könnten schnell reagieren.«

Ben Allison nickt bedächtig. »Kein schlechter Gedanke.

Und an wen hast du dabei gedacht?«

Spontan deutet Lee auf den riesenhaften Big Bill. »Er könnte das übernehmen. Bei der Sache mit Chisum und den Comancheros waren ja wir beide längere Zeit abwesend.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!«, bellt Bill. »Als ich das letzte Mal alleine in Tascosa war, durfte ich Sheriff spielen und mich mit ein paar schießwütigen Rotzlöffeln herumärgern. Gegen ein paar heißblütige Mexikanerinnen und eine anständige Flasche Whisky habe ich nichts einzuwenden, aber für solche Dinge bin ich einfach nicht der Richtige.«

Danach ist schnell klar, wer dann diesen Job übernimmt. Die eindringlichen Blicke von Big Bill und Allison scheinen Lee förmlich zu durchbohren.

Lee Marlowe ist noch keine Stunde von der Drei Balken entfernt, als er aus einem kleinen Seitental heraus das jämmerliche Blöken unzähliger Schafe hört.

Zuerst überkommt ihn eine wilde Panik. Aber nach einem Moment des Nachdenkens und einem Blick über das Land presst er erleichtert die Luft durch seine zusammengebissenen Zähne. Dieses schmale Tal gehört nämlich nicht mehr zum Gebiet der Drei Balken. Damit bleiben sie, jedenfalls im Moment noch, von dem Schafproblem verschont.

Neugierig geworden reitet er weiter.

Als er eine hausgroße Felsgruppe umrundet, wird der scharfe Gestank der Tiere immer unerträglicher und das ständige Mäh, mäh immer lauter. Dennoch lenkt er sein

Pferd geradewegs daraufhin zu. Wenig später erkennt er eine blökende, tausendköpfige Herde, die wie eine schmutzig weiße Welle durch das Tal flutet.

Sloan Hartford reitet wie ein Feldherr an der Spitze, während links und rechts hagere Indianer die Tiere begleiten. Dazu wird die Herde ständig von mehreren sandfarbenen Hunden umschwärmt, was sie stetig vorwärts treibt.

Als Lee sein Pferd zügelt und nach Osten blickt, sieht er noch etwas anderes.

Im Schutz einer dichtstehenden Kakteengruppe hat sich auf einem Hügelrücken ein halbes Dutzend hartbeiniger Weidereiter versammelt. Nach einer Weile schweigenden Beobachtens lenken sie ihre Pferde den Hügel hinunter und halten genau auf die Herde zu. Drei von ihnen ziehen während des Ritts ihre Gewehre aus den Scabbards ihrer Pferde, während die anderen plötzlich ihre Colts in den Händen halten. Lee Marlowe atmet scharf die Luft durch die Nase ein und verzieht das Gesicht.

Es scheint, als könne er den aufkommenden Ärger förmlich riechen.

Als die Cowboys die Schafherde erreicht haben, treibt er sein Pferd wieder an. Da er aber langsam und vorsichtig reitet, erreicht er die Männer erst, als die Auseinandersetzung schon im vollen Gange ist.

»... deshalb werdet ihr eure stinkenden Schafe wieder dahin zurücktreiben, wo ihr hergekommen seid. Oder bei Gott, hier wird gleich mächtig viel Blut fließen.

«Als Lee die abschließenden Worte des vordersten Weidereiters vernimmt, weiß er, dass jetzt nur noch ein kleines Wunder einen Krieg zwischen Schafzüchtern und Rinderleuten verhindern kann.

Deshalb drängt er sein Pferd ohne Rücksicht zwischen die verfeindeten Parteien und macht es auf die harte Tour. Er treibt seinen narbigen, hochbeinigen Wallach mitten unter die Männer, dreht sich im Sattel und verteilt mit der Kolbenplatte seiner Sharps einige schmerzhaft Kopfnüsse. Bevor die Männer begreifen, was geschehen ist, liegen vier von ihnen am Boden. Zwei Weidereiter, Sloan Hartford und ein hagerer Navajo, der einen hinterhältigen Messerwurf versuchen wollte.

Dann spannt Lee den Abzug seines Gewehrs und lässt die kreisrunde Mündung der Waffe über die Köpfe der restlichen Männer wandern.

»Sobald auch nur einer von euch zum Schießseisen greift, drücke ich ab«, sagt er hart.

»Bist du jetzt völlig übergeschnappt?«, keucht einer der Weidereiter völlig überrascht.

Er kennt Lee und deshalb liegt in seinen Augen ein Ausdruck ungläubigen Erstaunens.

»Seit wann schlägt sich denn ein Rancher auf die Seite von Schäfern? Himmel, Lee, das hier ist doch nicht dein Ernst, oder?«

»Oh doch, Jimmyboy«, erwidert Lee und fasst den Cowboy scharf ins Auge. »Solange ich noch einen Colt in der Hand halten kann, werde ich es zu verhindern wissen, dass ihr euch gegenseitig den Schädel einschlagt. Warum kehrt ihr nicht vor eurer eigenen Haustüre? Lasst die Schäfer doch zum Cap Rock ziehen.«

»Du weißt ja nicht, wovon du da redest«, mischt sich nun ein anderer Weidereiter in den Disput ein.

Es ist einer jener Männer, die Lee niedergeschlagen hat. Er hockt mit schmerzverzerrtem Gesicht am Boden und

presst seine rechte Hand fest auf jene Stelle am Hinterkopf, wo sich inzwischen eine Taubenei große Beule gebildet hat.

»Sieh dir doch bloß mal dieses Tal an. Alles ist bis zu den Wurzeln abgefressen, die Grasnarbe zertrampelt und aus der einzigen Wasserstelle weit und breit kann in den nächsten Jahren kein Longhorn mehr trinken. Das Land ist für uns Rinderleute auf lange Zeit hin nutzlos.«

Lee Marlowe schüttelt den Kopf. »Das kann ich so jetzt nicht gelten lassen, dazu macht ihr es euch zu einfach. Dieses Tal hier sowie der ganze Weg zum Cap Rock hinauf sind nämlich Regierungsland und da laut unserer Verfassung alle Menschen gleich sind, kann hier jeder machen, was er will, sofern es nicht gegen irgendein Gesetz verstößt. Schafe treiben verstößt meines Wissens gegen kein Gesetz. Diese Menschen mit Gewalt daran zu hindern, ihre Tiere auf eine freie Weide zu treiben, aber schon. Deshalb ist das, was ihr hier vorhabt, ungesetzlich. Richter Dills und Temple Houston werden sich sicher für euer Treiben interessieren. Geht das soweit in eure Köpfe hinein?«

Bevor ihm irgendjemand darauf antworten kann, entsteht unter den Männern plötzlich eine seltsame Unruhe. Einen Herzschlag später meldet sich dann Sloan Hartford mit keuchender Stimme. »Dafür bringe ich dich um, du gottverdammter Bastard.«

Langsam, ganz langsam dreht sich Lee Marlowe um.

Sloan Hartford hat sich inzwischen aufgerichtet und lehnt mit dem Rücken an einem Felsen. Seine Kleidung ist dreckig und aus der Beule auf seiner Stirn rinnt Blut. Er zittert

förmlich vor Wut und Mordlust und in seiner Hand hält er einen kleinkalibrigen Revolver, dessen Mündung noch zu Boden zeigt.

»Mich schlägt keiner ungestraft aus dem Sattel«, keucht er. »Keiner, hörst du? Und deshalb werde ich dir jetzt eine Kugel in deinen dummen Kopf jagen.«

Sloan erschauert förmlich in seinem Zorn und seiner Unduldsamkeit, aber er hat nicht die geringste Chance gegen den ehemaligen Armeescout und Revolvermann Lee Marlowe. Noch bevor er seinen Colt hoch nimmt und abdrückt, sieht er in das rote Mündungsfeuer von Lees Waffe. Er spürt den Einschlag der Kugel, sieht das Blut an seiner Schulter und wird erneut bewusstlos.

Alle Männer, ob Schafhirte oder Cowboy mustern Marlowe nun ehrfurchtsvoll.

»Kein Mensch hätte es dir übel genommen, wenn du Sloan erledigt hättest. Er hat schließlich versucht, dich aus dem Hinterhalt abzuknallen«, sagt jener Mann, den Lee Jimmyboy genannt hat.

»Verdammt, warum hast du diesen Hurensohn nicht kalt gemacht?«

Statt einer Antwort lächelt Lee. Aber es ist ein kaltes Lächeln, während er den Männern unfreundlich zunickt.

»Wenn nur ein bisschen Grips in euren Spatzenhirnen stecken würde, hättet ihr schon längst begriffen, dass Sloanes Weg der falsche Weg ist. Wenn ich ihn aber deswegen umbringe, bin ich auch nicht besser als ihr alle zusammen. Niemand darf das Gesetz in seine eigenen Hände nehmen, sonst haben wir hier im Land bald wieder Zustände wie früher, als selbst Frauen und Kinder nicht gefahrlos aus dem Haus gehen konnten.«

Die Weidereiter beginnen, nach Lees Worten untereinander zu tuscheln, ziehen schließlich ihre Pferde herum und verlassen wortlos das Tal. Deshalb können die Navajos mit der Herde und dem immer noch bewusstlosen Sloan Hartford unbehelligt weiterziehen. Wenn sie erst auf dem Cap Rock Massiv sind, befinden sie sich in Sicherheit, weiß Lee. Er weiß aber auch, dass trotz seines Eingreifens der Konflikt noch lange nicht beigelegt ist. Sozusagen hat das Gesetz erst eine Schlacht gewonnen, aber noch nicht den Krieg. Nachdem nun alle, Menschen wie Tiere aus seinem Blickfeld verschwunden sind, macht er sich nachdenklich auf den Weg in die Stadt. Dabei ahnt er nicht, dass dort der Verdruss erst so richtig beginnt.

Eine Kugel für Big Bill

Langsam zieht der Mann seine langläufige Winchester aus dem Scabbard, überprüft das Magazin und blickt sich dann mit der Waffe in der Hand sorgfältig um.

Aufmerksam mustert er dabei das sonnenverbrannte Land.

Als sein Blick schließlich auf einen lang gestreckten Buschgürtel fällt, aus dem heraus mehrere Kalksteinfelsen wie knöcherne Finger gen Himmel ragen, verzieht er sein Gesicht zu einem freudlosen Grinsen.

Yeah, denkt der Mann, das ist genau der richtige Ort.

Zwischen all den Salbeisträuchern, Kakteen und Felsen bin ich dort oben nahezu unsichtbar, aber ich kann dennoch von dieser Stelle alles beobachten, was auf dem Trail

zwischen Tascosa und dem Hinterland geschieht.

Zielsicher lenkt er sein Pferd auf das höher gelegene Buschland. Als er dann das Tier im Schatten eines der Felsen zügelt, ist er wahrhaftig vom Trail aus nicht mehr zu sehen. Er steigt aus dem Sattel, bindet sein Pferd an einen der Dornenbüsche und beschmiert danach den Lauf und das Magazin seiner Winchester. Dazu benutzt er eine Handvoll Erde, die er zuvor mit etwas Wasser aus seiner Feldflasche zu einer Art Brei vermischt hat. Als er die Waffe danach in die Sonne hebt, zeigt sich kein verräterisches Blinken von Waffenstahl mehr.

Zufrieden legt sich der Mann hinter dem Felsen auf die Lauer.

Sein Name ist Archibald Mason und seine Freunde nennen ihn Archie. Wenn es nach ihm geht, wird jener Mann, der auf den Namen Big Bill Baker hört, diesen Tag nicht mehr überleben. Er hat sich hier eingefunden, weil er noch eine offene Rechnung zu begleichen hat. Masons Gesicht verzerrt sich zu einer hasserfüllten Fratze, als er an die letzten Tage denkt und an die Rolle, die jener riesenhafte Texascowboy dabei spielte.

Seine Freunde und er wollten sich lediglich einen spaßigen Abend machen. Aber dann kam Sheriff Willingham mit diesem Büffel von Kerl in die Cantina und jetzt sind zwei seiner Freunde verletzt und einer von ihnen sitzt im Gefängnis. Nie wird er die höhnischen Blicke der Menschen von Tascosa vergessen können, als er die Stadt verließ. Deshalb muss Big Bill sterben.

Yeah, das sind jetzt Archibald Masons Gedanken. Dabei erkennt er in seinem blinden Hass und seiner Wut, dass es er und seine Freunde waren, die mit dem Ärger begonnen

hatten. Welcher Sheriff, der seinen Beruf gewissenhaft ausübt, kann es sich leisten tatenlos zuzusehen, wie in seiner Stadt durch Übermut ein Haus zerstört wird, und sei es auch nur eine mexikanische Cantina?

Außerdem waren es seine Freunde, die Baker hernach im Mietstall auflauerten. Sie ahnten allerdings nicht, dass der Cowboy nicht in ihre Falle tappen, sondern mit heißem Blei antworten würde. Aber all das verdrängt Mason. Er ist geradezu besessen von dem Gedanken, Bill Baker zu töten. Er ist ein streitlustiger, aufsässiger Bursche, der durch den Umgang mit den falschen Leuten inzwischen bis tief in seinen innersten Kern hinein böse und verdorben ist. Dafür spricht auch, dass er nicht einmal soviel Charakter aufbringt, dem Mann offen entgegenzutreten, sondern ihm feige und hinterhältig auflauert. Nicht einmal das stört ihn inzwischen.

Plötzlich kommt Hufschlag auf.

Mason hebt sein Gewehr, legt es an und zielt auf den Reiter, der jetzt den Trail hochkommt. Doch es ist der falsche Mann. Da aber dieser Trail aus dem Hinterland von fast allen Cowboys der umliegenden Ranches genutzt wird, wenn sie in die Stadt wollen, kann es nur eine Frage der Zeit sein, bis auch Big Bill diesen Weg reitet.

Und wahrhaftig ist es keine Stunde später bereits schon so weit. Ein weiterer Reiter nähert sich Masons Versteck und es ist tatsächlich Baker. Seine riesenhafte Gestalt ist von weitem schon deutlich zu erkennen. Mit einem bösen Lächeln im Gesicht hebt Mason erneut die Waffe, krümmt den Finger und eine Lohe aus Feuer und Rauch schießt aus der Mündung seiner Winchester.

Bill hört zuerst das Peitschen des Schusses, dann spürt er einen harten Schlag gegen seine Brust. Die Wucht der einschlagenden Kugel stößt ihn aus dem Sattel und er fällt zu Boden ohne zu begreifen, was eigentlich geschehen ist. Die ganze Welt scheint sich um ihn zu drehen und als er auf die Erde kracht, vermeint er, dass ihn der Schmerz innerlich zerreißt. Aber nur für einen Moment, denn dann schwinden ihm die Sinne und er versinkt ohnmächtig in irgendwelchen dunklen Sphären, in denen es keine Schmerzen mehr zu geben scheint.

Als er wieder zu sich kommt, benötigt er einige Minuten, bis er das grinsende Gesicht über sich erkennt. So lange braucht er nämlich, bis sich der milchige Schleier vor seinen Augen aufgelöst hat.

»Hier, trink das, sonst machst du mir doch noch schlapp«, sagt das grinsende Gesicht.

Dann stützt jemand seinen Kopf ab und hält ihm eine Tasse an die Lippen. Mechanisch öffnet Bill den Mund und spürt, wie lauwarmer Fleischbrühe über seine Lippen rinnt. Gierig saugt sein Körper die Flüssigkeit auf und als er die Tasse geleert hat, ist er schweißgebadet. Völlig erledigt sinkt er zurück und schließt die Augen. Danach weiß er nichts mehr.

Als er abermals erwacht, geht es ihm schon etwas besser.

Allerdings ahnt er nicht, dass in der Zwischenzeit mehr als vier Wochen vergangen sind. Das grinsende Gesicht hat inzwischen Gesellschaft bekommen und Bill Baker erkennt nun außer Ben Allison auch noch Lee Marlowe und Doktor Hoyt, die allesamt lächelnd vor seinem Bett stehen.

»Ola Amigo, es tut verdammt gut, dich wieder unter den Lebenden zu sehen«, sagt Lee Marlowe erleichtert.

»Wo ... wo bin ich hier?«, will Bill wissen, während er sich umsieht.

Das Zimmer, in dem er sich befindet, ist sehr spartanisch eingerichtet und es riecht hier stark nach Karbol und Laudanum. Der ganze Raum ist in Weiß gehalten, das Bett, in dem er liegt, der Stuhl daneben, ebenso wie die Wände und die Decke des Zimmers.

»Das hier ist Doc Hoyts Krankenzimmer«, antwortet ihm Lee.

»Das kennt hier in der Stadt fast jeder, außer dir natürlich. Ich wette, ein Büffel wie du weiß nicht einmal, wie das Wort Arzt geschrieben wird. Wahrscheinlich bist du bisher in deinem ganzen Leben noch nie krank gewesen.«

»Selber Büffel und jetzt verrate mir lieber, was eigentlich passiert ist. Ich weiß nur noch, dass ich auf dem Weg in die Stadt war, weil in unserer Speisekammer einige Dinge zur Neige gingen. Ab da fehlt mir irgendwie der Faden.«

»Jemand hat versucht, dich zu erschießen«, sagt Doktor Hoyt.

Erst jetzt nimmt Bill das Brennen und Pochen in seiner Brust wahr. Als er an sich hinunterblickt, sieht er, dass sein ganzer Brustkorb eingebunden ist und auch, dass es da knapp eine Handbreit neben seinem Herzen einige dunkle Flecken auf dem weißen Verband gibt.

»Wie schlimm ist es?«, will er sofort wissen.

Die Miene des Doktors wird nun ziemlich sorgenvoll, während er versucht, Big Bill das Ganze zu erklären.

»Man hat auf dich geschossen und das aus ziemlicher Nähe. Einen normalen Menschen hätte die Kugel mit Si-

cherheit durchschlagen und somit getötet. Du aber hast den Brustkorb eines Büffels und deshalb ist die Kugel in deinem Muskelgewebe stecken geblieben. Das war dein Glück, denn der Blutverlust einer solchen Austrittswunde hätte selbst einen Riesen wie dich unter die Erde gebracht. Aber auch so hatte ich alle Hände voll zu tun, dich unter den Lebenden zu halten, das kannst du mir glauben. Du liegst nicht umsonst seit fast dreißig Tagen hier.«

»Seit fast dreißig ...«, beginnt Bill ungläubig. »Zur Hölle, auf der Drei Balken wartet bestimmt ein ganzer Berg von Arbeit auf mich. Ich muss ...«

Was Big Bill sonst noch sagen will, bleibt für immer sein Geheimnis. Er kann zwar seine Decke zurückschlagen, aber er kommt nicht aus dem Bett. So sehr er sich auch anstrengt, mit den Zähnen knirscht und stöhnt, er kommt nicht hoch. Dafür ist seine Wunde wieder aufgebrochen. Man sieht es daran, dass die dunklen Flecken auf dem Verband größer geworden sind.

»He Doc, was ist mit meinen Beinen los?«, stöhnt Bill. »Ich kann meine verdammten Beine nicht mehr bewegen.«

»Das gibt sich wieder, du musst nur etwas Geduld haben«, antwortet der Arzt. »Die Kugel, die du dir eingefangen hast, hat sich in deinem Oberkörper verkapselt. Mit jeder ruckartigen Bewegung, die du machst, verschiebt sie sich. Im Moment drückt sie wahrscheinlich an deiner Wirbelsäule gegen irgendeinen Nerv und deshalb kannst du die Beine vorläufig nicht bewegen. Aber wie gesagt, das geht vorbei, du musst nur etwas Geduld haben.«

»Ich will aber keine Geduld haben«, schnaubt der Cowboy. »Und jetzt mach endlich hin und schneide mir diese verdammte Bleipflaume aus dem Kreuz.«

»Ich werde nicht einmal daran denken«, erwidert Hoyt. »Die Kugel liegt zu nahe an der Wirbelsäule. Wenn ich dich operiere, stehen deine Chancen eins zu einer Million, dass du wieder gesund wirst. Die Gefahr ist einfach zu groß, dass ich dich entweder umbringe oder dass du für den Rest deines Lebens gelähmt bleibst. Ich bin nur ein einfacher Landarzt, kein Wunderdoktor. Außerdem habe ich für einen solchen Eingriff gar nicht die Ausrüstung. So etwas können vielleicht ein paar berühmte Ärzte an der Ostküste versuchen, aber auch bei ihnen wären deine Chancen nur wenig größer.«

Es vergehen noch viele Tage, bis Big Bill Baker wieder auf die Beine kommt. Er hat beinahe dreißig Pfund an Gewicht verloren und sein Gesicht wirkt unglaublich eingefallen und hager.

Der Cowboy und Rancher Bill Baker gehört jetzt der Vergangenheit an.

Er wird nie wieder Sattelarbeit verrichten oder reiten können. Er muss körperliche Anstrengung vermeiden und immer wieder Doc Hoyt aufsuchen. Aber weil sein Lebenswille genauso riesig wie sein Körper ist, hat er in der Zwischenzeit gelernt, mit seiner Verletzung umzugehen. Er raucht und trinkt jetzt nicht mehr, sondern unternimmt ausgedehnte Spaziergänge und ernährt sich besonnen. Schon bald spürt er, wie sein Körper wieder an Säften und Kräften gewinnt. Er gewöhnt sich allmählich an den Gedanken, dass es da in seinem Körper eine Kugel gibt, die ihn bei ruckartigen Bewegungen immer wieder für Sekun-

den zur Bewegungslosigkeit verdammt. Schon bald scheint Big Bill wieder ganz der Alte zu sein. Aber nur äußerlich, tief in seinem innersten Kern und seinem Kopf jedoch ist er verzweifelt. Die Verletzung hat sein Erspartes verbraucht und er ist jetzt ein Mann ohne Geld und ohne Zukunft.

Aber er hat Freunde und die bringen gewisse Dinge in Bewegung, wodurch er schon bald wieder für seinen Lebensunterhalt sorgen kann. Dazu muss er nur mit einer Schrotflinte bewaffnet durch die Straßen der Stadt spazieren, seine imposante Gestalt präsentieren und hin und wieder mit dem Kolben der Waffe ein paar Kopfnüsse verteilen.

Aus Sheriff Willinghams augenzwinkernder Bemerkung, dass er sich Bill einmal als Stadtmarshal von Tascosa vorstellen könnte, ist nämlich Wirklichkeit geworden.

Und weil innerhalb kürzester Zeit nicht nur Doktor Hoyt und Ben Allison, Lee Marlowe und sogar Temple Houston zu seinen Fürsprechern werden, denkt der Stadtrat bereits darüber nach, ihn in diesem Amt zu belassen, bis er pensioniert wird.

Damit ist besonders Cape Willingham mehr als einverstanden. Denn seit er Baker als Deputy in der Stadt postiert hat, kann er sich besser seinen eigentlichen Aufgaben zuwenden. Dazu gehört auch die Einforderung von Steuergeldern und weil ein Sheriff in diesen Tagen nach der Höhe der eingetriebenen Gelder bezahlt wird, verbessert sich sein Einkommen zusehends und damit auch seine Gemütslage.

Auf der Drei Balken wird händeringend nach neuen Cowboys gesucht, denn die Lücke, die Bill hinterlässt, ist gewaltig. Im Land mehren sich die Gerüchte, wonach Ta-

scosa einen Eisenbahnanschluss erhalten soll.

Das Leben im Panhandle geht also weiter und es vergisst niemanden.

Auch nicht Archibald Mason und dessen Tat.

Sheriff Willingham ist es, der ihn auf einem seiner Kontrollritte durch das County zufällig entdeckt. Aber auch nur, weil sein Pferd plötzlich etwas Ungewöhnliches zu wittern scheint und deshalb scheut. Im Nachhinein weiß Willingham, dass es der Geruch von faulendem Fleisch war. Als er die Zügel seines Braunen anzieht und in jene Richtung reitet, aus welcher der Gestank zu kommen scheint, entdeckt er kurz darauf Mason in einem kleinen, windgeschützten Seitental.

Genauer gesagt das, was von ihm übrig geblieben ist, nachdem er räuberischen Apachen in die Hände gefallen ist.

Archie Mason hängt nackt mit den Handgelenken an Lederriemen gebunden eine Handbreit über dem Boden von einem Palo Verde Baum herunter. Man hat ihm die Beine gespreizt und die Knöchel hinter dem Stamm festgebunden. Vom Schulterblatt bis zu den Knien ist pures Fleisch zu sehen, weil ihm die Mescaleros die Haut in Streifen von seinem Körper geschnitten haben.

Sein Mund ist weit aufgerissen, doch seine Schreie blieben wohl ungehört. Man hat ihm nämlich sein Mannteil abgeschnitten und es ihm in eben den aufgerissenen Mund gestopft.

Treck der Verlorenen

Auch dieser Tag steht unter keinem guten Vorzeichen für die Männer der Drei Balken. Als Ben Allison im Morgengrauen die Decke seines Nachtlagers zurückschlägt und sich ankleiden will, muss er zuerst einen giftigen Skorpion aus seinem rechten Stiefel schütteln. Dann entdeckt er am Horizont drei schwarze Krähen. Einer alten Cowboyweisheit zur Folge bedeutet dieser Anblick Unglück, genauso als ob man eine Spinne tötet oder sein Haus nach der Dämmerung fegt.

Ben Allison ist normalerweise kein Mann, der sich durch solcherlei Aberglauben verunsichern lässt, dennoch bleibt heute in ihm ein seltsames, unbestimmbares Gefühl zurück, während er beobachtet, wie die Vögel flügelschlagend gen Westen ziehen.

Nachdem er dann auch noch statt auf Hufspuren verirrter Brasadarinder ständig auf Fährten unbeschlagener Indianerponys stößt, kann er den Verdruss förmlich spüren. Als schließlich noch sein Wasservorrat zur Neige geht, weil irgendjemand die letzten beiden Wasserstellen zerstört hat, indem man dort die Kadaver mehrerer toter Tiere hineingeworfen hat, weiß er endgültig, dass dies heute nicht sein Tag sein kann.

Gegen Mittag zügelt er dann sein Pferd auf einem braungrauen Hügel.

Es ist unerträglich heiß, er ist unausgeschlafen, verdreckt und durstig.

Die Sonne steht einem glühenden Hitzeschild gleich fast senkrecht am Himmel und überflutet das Land mit gleißendem Licht. Staub hängt in der Luft, hat sich wie eine zweite

Haut um Pferd und Reiter gelegt und knirscht zwischen Allison's Zähnen. Unter den Achseln und auf dem Rücken seines flaschengrünen Hemdes zeichnet sich der eingetrocknete Schweiß mittlerweile in großen, weißen Flecken ab.

Als er sich unwillig mit dem Handrücken über das unraisierte Kinn reibt, wird es plötzlich laut vor ihm.

Zunächst sind nur Staubwolken zu sehen und Sandschleier, die entlang am Horizont tanzen. Dann dringt das Kreischen von Frauen, das Fluchen rauer Männerstimmen und das Schnauben und Stampfen unzähliger Pferde durch den Tag.

Einen Atemzug später wälzt sich mit donnerndem Getöse ein Siedlertreck über das Land, gleich einer Lawine aus rollenden Wagen, wiehernden Pferden, fluchenden, weinenden und brüllenden Menschen.

Ungläubig reißt Ben Allison die Augen auf.

Es sind fast zwei Dutzend Wagen, die da auf ihn zukommen. Wuchtige Conestoga-Schoner mit flatternden Planen, hochrädige Box Brake Farmwagen, einfache Handkarren und sogar zwei Carretas die von Ochsen gezogen werden. In einer Wolke aus Staub kommen die Gespanne zum Stehen, während Ben sein Pferd kopfschüttelnd den Hügel hinunter lenkt. Was er schon von weitem zu erahnen glaubte, wird zur bitteren Wahrheit, als er sein Pferd vor dem Treck zügelt.

Dieser Wagenzug ist am Ende.

Fast alle Gespanntiere können sich kaum noch auf den Beinen halten. Völlig erschöpft blöken, muhen und wiehern sie durcheinander und es ist offensichtlich, dass sie unter großem Wassermangel leiden. Auch die Menschen in die-

sem Treck sind staubbedeckt, voller Verzweiflung und sichtlich orientierungslos. Überhaupt wirkt der ganze Wagenzug, als wäre er für eine Durchquerung der Brasada überhaupt nicht geeignet. Es fehlt an zusätzlichen Wasserfässern, die Bewaffnung der Menschen ist Angesichts der Tatsache, dass man sich hier in den Jagdgründen feindseliger Indianer befindet, jämmerlich und ein Führer oder Scout ist auch nirgendwo zu entdecken.

Höchstwahrscheinlich wird keiner von ihnen, weder Mensch noch Tier, die nächsten drei Tage überleben. Angesichts der großen Anzahl von Frauen und Kindern steigt ein Gefühl der Bitterkeit in Ben Allison auf. Als einer der Männer, ein groß gewachsener, bärtiger Kerl mit flammend roten Haaren vom Bock seines Wagens springt und auf ihn zu läuft, beginnt Ben grimmig zu nicken.

»Hallo Mister«, sagt der Rothaarige und beginnt zu lächeln. »Sie glauben ja gar nicht, wie ich mich freue, in dieser Sandwüste endlich mal wieder einem Menschen zu begegnen. Können Sie uns sagen, wie weit es noch bis in die nächste Stadt ist?«

Ben Allison verzichtet auf eine Antwort und schlägt dem Mann stattdessen mit knappen Worten die Wahrheit wie Putzlappen um die Ohren.

»Ihr habt wohl alle zulange in der Sonne gesessen?«, sagt er schroff.

Schlagartig hört der Rothaarige auf zu lächeln.

»Was soll das? Ich hatte an Sie eine höfliche Frage gestellt und werde dafür nun beleidigt. Was erlauben Sie sich eigentlich, Mister ...«

»Allison, mein Name ist Allison und ich erlaube mir gar nichts«, unterbricht ihn Ben hart. »Ich stelle nur fest, dass

ich soeben die größte Ansammlung von Idioten vor mir sehe, die es in diesem Land wohl niemals gegeben hat.«

»Jetzt reicht es aber«, ruft ein anderer Mann und steigt von seinem Wagen.

Mit hochrotem Kopf kommt er auf Ben Allison zu, wobei er mit der Rechten eine Peitsche ausrollt, die er ansonsten nur zum Antreiben seines Gespanns benutzt.

»Pat hat Sie anständig etwas gefragt. Wenn Sie ihm keine Antwort geben wollen, dann nehmen Sie Ihr Pferd und verschwinden wieder von hier. Beleidigen brauchen wir uns von Ihnen nicht zu lassen.«

Mitleidig schüttelt Ben den Kopf. »Herr, lass Hirn regnen, die Rindviecher vermehren sich.«

Fluchend hebt der Peitschenträger daraufhin seine Rechte.

Aber bevor der Mann handeln kann, hat Ben seinen Revolver gezogen und mit einer gezielten Kugel die Peitsche des Siedlers knapp vier Zoll über dem Griff zerschossen.

»Du verdammter Hund!«, knirscht der Mann. »Außer schießen bringt ihr Cowboys wohl nichts zustande.«

»Dafür überleben wir in dieser Gegend, im Gegensatz zu euch Narren. Ich glaube, ihr habt wohl immer noch nicht begriffen, in was für einer Lage ihr euch eigentlich befindet«, bellt Ben zurück.

Ungläubig starren die Siedler auf den hoch gewachsenen Reiter. Es ist dann der rothaarige Pat, der nach einem Moment des Schweigens als erster die Sprache wieder findet.

»Wie meinen Sie das?«

»So, wie ich es gesagt habe, ihr verdammten Narren. Was habt ihr euch eigentlich dabei gedacht, ausgerechnet jetzt mit einem Wagenzug durch die Brasada zu ziehen?

Es ist die heißeste Zeit des Jahres! Jeder, der ein bisschen Hirn unter seiner Schädeldecke besitzt, versucht in diesen Tagen jedwede Anstrengung zu vermeiden, selbst Coyoten und Klapperschlangen liegen jetzt im Schatten. Wie ich sehe, seid ihr für so eine Reise überhaupt nicht ausgerüstet, ihr besitzt nicht einmal richtige Waffen und einen ortskundigen Scout kann ich auch nirgends entdecken. Euch ist schon klar, dass ihr in dieser Verfassung mit euren Familien geradewegs in den sicheren Tod zieht?«

Während der Mann mit der zerschossenen Peitsche immer noch wütend die Hände ballt, schleichen sich in die Gesichtszüge des Rothaarigen erste Zweifel.

»Mister«, beginnt er langsam. «Wir sind ein Siedlertreck mit zwanzig Wagen, einschließlich der Handkarren. Unser Zug zählt sechsundsiebzig Seelen und wir haben bereits zweihundert Meilen hinter uns gebracht, ohne dass auch nur das Geringste geschehen ist. Deshalb glaube ich kaum, dass Indianer oder irgendwelches lichtscheues Gesindel es wagen wird, diesen großen Wagenzug anzugreifen. Sie haben zwar recht mit der Annahme, dass wir im Moment ohne ortskundigen Führer sind, aber ich bin sicher, das wir bis zum Abend auch ohne fremde Hilfe auf die nächstgelegene Ansiedlung stoßen werden.»

Ben Allison kann nicht anders, als über soviel Unwissenheit den Kopf zu schütteln.

»Oh, ihr armen Irren, selbst wenn ihr noch einen Monat lang in dieser Richtung weiterzieht, werdet ihr keine einzige menschliche Behausung mehr zu Gesicht bekommen. Dieser Weg führt nämlich direkt in die Staked Plains hinein.«

Als die untergehende Sonne den Abendhimmel allmählich mit ihrem rostroten Licht überzieht, ist für Ben alles klar. Auch der rothaarige Patrick McKenzie und Jacob Bauer, die beiden Treckführer, wissen nun Bescheid. Nebeneinander stehen sie auf einem nahen Hügel und starren auf den Wagenzug, der soeben sein Abendlager aufschlagen will. Ihre Mienen sind dabei ernst und sorgenvoll.

»Und Sie glauben wirklich, dieser Mann hat uns wirklich in die Irre geführt und dabei den Tod von Dutzenden von Frauen und Kindern in Kauf genommen?«, fragt McKenzie und in seiner Stimme schwingt immer noch Unglauben mit.

Ben Allison seufzt.

»Verdammt, wie oft soll ich es denn noch erklären? Nach all dem, was ihr mir erzählt habt, ist für mich die Sache so klar wie die sonntägliche Hühnerbrühe meiner seligen Tante Agnes. Der Bursche hat eure Unwissenheit ausgenutzt und sich von euch als Führer anwerben lassen. Jeder Scout, der auch nur annähernd einen Funken Anstand im Leib hat, hätte euch von Anfang an gesagt, dass es Wahnsinn ist, die Brasada im Hochsommer zu durchqueren. Der Strolch ist nur deshalb so lange mitgeritten, um euch gründlich auszuspionieren. Als er genug über euch in Erfahrung gebracht hat, ist er verschwunden.«

»Na und, jedenfalls sind wir den Halunken los. Was kann schon ein einzelner Mann gegen den ganzen Wagenzug ausrichten?«

Allison wirft Bauer einen mitleidigen Blick zu und spuckt zu Boden, bevor er antwortet.

»Die Staked Plains hat ihren Namen von den Pfählen, die man dort in Sichtweite in den Boden geschlagen hat, um

damit für nachfolgende Reisende einen sicheren Weg durch die Wüste zu markieren. Der Mann muss bloß ein paar Pfähle umstecken, um euch in die Irre zu führen, und dann warten, bis Sonne und Wassermangel ihre Arbeit erledigt haben.«

»So schnell stirbt es sich nicht und außerdem hätten uns bestimmt schon bald andere Reisende entdeckt.«

»Mister, die Staked Plains misst im Westen 150 und im Norden und Süden 400 Meilen. Soviel Reisende gibt es in ganz Texas nicht, dass man euch entdeckt, bevor ihr verdurstet seid. Außerdem vergesst ihr immer wieder, dass ihr euch noch mitten in den Jagdgründen der Comanchen befindet.«

»Jetzt hören Sie endlich auf mit ihrer Schwarzseherei. Kein Indianer würde es wagen, sich einem solch großen Wagenzug wie dem unseren auch nur auf Schussweite zu nähern«, entgegnet Jacob Bauer trotzig wie ein kleines Kind.

Statt einer Antwort zeigt Ben Allison mit ausgestrecktem Arm auf eine Hügelkette im Norden. Er nimmt sich nicht die Zeit, die Reiter zu zählen, aber es sind gewiss mindestens zwei Dutzend Indianer, die beinahe gierig auf den Wagenzug starren.

Patrick McKenzie beginnt trocken zu schlucken und selbst der uneinsichtige Jacob Bauer ist jetzt plötzlich weiß wie eine frisch gekalkte Adobelehmwand.

Bevor in dem Treck Panik ausbrechen kann, übernimmt Ben Allison das Kommando. Er lässt eine Wagenburg bil-

den und befiehlt den Frauen und Kindern, sich in die Wagen zu begeben und sich dort flach auf den Boden zu legen. Dann ordnet er die Streitmacht der Siedler. Er stellt jedem der vierzehn Männer einen älteren Jungen oder eine erfahrene Frau zur Seite, die beim Nachladen der Waffen helfen sollen oder beim Bergen von Verletzten. Als er mit seinen Anweisungen am Ende ist, hat sich Angst in die Gesichter der Menschen geschlichen.

Aber die Siedler haben keine Zeit, ihre Ängste zu verarbeiten, denn noch bevor die Sonne untergeht, sind die Comanchen heran. Und wiederum ist es für die Siedler eine geradezu göttliche Fügung des Schicksals, dass sich Ben Allison in ihrer Mitte befindet.

Wahrscheinlich hätten diese Menschen beim Anblick der Indianer damit begonnen ihre Waffen abzufeuern und wahrscheinlich hätten die Indianer daraufhin mit Pfeilen geantwortet. Dabei ist es offensichtlich, jedenfalls für Ben Allison, dass auch die Indianer genauso wie die Siedler am Ende sind.

Sie wollen keinen Kampf. Sie sind auf der Flucht vor der Armee und reiten nur deshalb auf den Treck zu, um etwas Mehl und Fleisch für ihre Frauen und Kinder zu erbetteln. Nein, dies hier sind keine stolzen, kriegerischen oder mordlustigen Comanchen, dies hier sind gehetzte und verfolgte Menschen, vertrieben aus dem eigenen Land. Dennoch könnte auch hier ein unbedachter Schuss ein Massaker auslösen.

Nach einer kurzen Unterredung wechseln ein Sack Mehl, eine geräucherte Speckseite sowie eine dürre Kuh, die wahrscheinlich sowieso die nächsten Meilen nicht mehr überstanden hätte, den Besitzer.

Dank Allison's Umsicht kreuzen sich hier die Wege von Weißen und Comanchen, ohne dass es zu einem Kampf kommt. Als die Indianer hinter der nächsten Bodenwelle verschwunden sind, geht ein Seufzen durch den Wagenzug. Ben Allison kann förmlich hören, wie jedem der Siedler ein Stein vom Herzen fällt.

Als die Dunkelheit sich allmählich in das erste Grau der Morgendämmerung verwandelt, erteilt Ben Allison dem Wagenzug eine erste Lektion in Sachen Überleben. Danach folgt für die Siedler ein Tag voll weiterer, bitterer Regeln, die alle fluchen und manchen sogar verzweifeln lassen.

Es beginnt damit, dass Ben durch das Lager läuft und dabei mit einer Schöpfkelle gegen eine gusseiserne Bratpfanne schlägt. Jacob Bauer fällt beinahe die vernickelte Taschenuhr aus der Hand, als er schlaftrunken eine Lampe entzündet und einen Blick auf das Zifferblatt wirft.

Es ist zwölf Minuten vor Vier. Normalerweise schläft dieser Treck noch mindestens drei Stunden. Dementsprechend ungehalten sind dann auch die Männer, die verschlafen aus ihren Wagen kriechen und Ben umringen. Fäuste werden geschüttelt.

»Was soll der Krach?«, ruft einer.

»Wohl verrückt geworden, mitten in der Nacht so einen Radau zu machen«, sagt ein anderer.

»Hier schlafen Frauen und Kinder.«

»Die Leute haben recht«, sagt McKenzie, als er auf Allison zutritt. »Was hat das Ganze zu bedeuten?«

»Habt ihr mich gestern Abend nicht darum gebeten, für

euch den Treckführer zu spielen, und war jeder von euch nicht bereit, meinen Anweisungen zu folgen?«

Als er zögerliches aber dennoch zustimmendes Nicken als Antwort erhält, fährt Ben Allison mit seinen Erklärungen fort.

»Dann haltet euch gefälligst auch an eure Versprechen oder ich bin schneller wieder weg, als ihr blinzeln könnt.«

»Okay«, sagt McKenzie. »Und wie geht es jetzt weiter?«

»In der Wüste sind die Nächte kalt und die Tage heiß. Also fahren wir mit Anbruch der Dunkelheit und rasten mittags, wenn die Hitze am größten ist. Dadurch sparen wir auch eine Menge an Wasser. Außerdem wird alles, was klappert oder klirrt, ab sofort mit Lumpen umwickelt und keiner redet mehr als das Nötigste. Dadurch vermeiden wir, dass umherziehende Indianer oder Desperados unnötig auf uns aufmerksam werden. Das wenige, was wir noch an Wasser besitzen, benötigen wir zum größten Teil für die Tiere. Ihr müsst euch also einschränken. Wer Durst hat, soll sich einen Kieselstein in den Mund schieben. Das regt den Speichelfluss an und schont unsere Vorräte.«

»Wenn du unbedingt Steine ablecken willst, ist das dein Problem, aber wenn ich Durst habe, trinke ich Wasser«, sagt einer der Männer.

Ben Allison starrt ihn mitleidig an. »Wenn deine Pferde dann an Wassermangel eingegangen sind, spannst du dich dann vor den Wagen?«

»Jetzt mal hier bloß nicht den Teufel an die Wand, Allison. Spätestens morgen sind wir an der nächsten Wasserstelle.«

Wieder schüttelt Ben mitleidig den Kopf. »Die nächsten beiden Wasserstellen sind zerstört, weil die Indianer dort

tote Tiere hineingeworfen haben. Dadurch fehlt der Armee ein wichtiges Mittel, um für ihren Tross die Verpflegung aufrecht zu erhalten und die Soldaten können ihnen deshalb nicht so schnell folgen. Das dritte Wasserloch in dieser Gegend erreichen wir frühestens in vier Tagen. Wie viel Wasser haben wir noch in Reserve, sagtet ihr?«

Betreten starren die Siedler zu Boden. Allmählich begreifen sie die ganze Tragweite ihrer Situation.

Es ist dann genau eine Woche später, als Ben Allison unter den erstaunten Augen der Soldaten von Fort Elliot achtzehn Wagen und einundsiebzig Siedler aus den Staked Plains geradewegs auf das Fort zu führt.

Die Menschen sind am Ende ihrer Kräfte, hohlwangig, staubverkrustet, durstig.

Aber sie alle wissen, dass sie ohne die Hilfe des hageren Texaners weit mehr als nur zwei Wagen und fünf Mitglieder des Trecks in den Staked Plains hätten zurück lassen müssen. Obwohl sich Ben bereits am nächsten Tag wieder aufmacht, um zurück zur Drei Balken zu reiten, erfährt er in dieser Zeit dennoch, wie es mit dem Treck weitergehen wird.

Mehr als fünfzig dieser Menschen reisen desillusioniert wieder in den Osten, zurück in die Sicherheit der Zivilisation. Einige lassen sich von der Armee anwerben, andere versuchen hier in der Umgebung zu siedeln.

Keiner zieht weiter gen Westen.

Wieder einmal hat die Brasada dem Menschen getrotzt und in den Staked Plains weht der Wind den Wüstensand

über fünf weitere Gräber.

Miss Abigail Dimsdale

Es ist bereits kurz nach fünf, als die Nachmittagskutsche über die Mainstreet von Tascosa rollt. Doktor Henry Hoyt, Bill Baker, der Townmarshal, und Dunn, der Salonbesitzer, blicken sich vielsagend an.

»Die Kutsche hat über eine Stunde Verspätung. Bin mal gespannt, was uns Frenchy zu erzählen hat«, sagt Baker.

Seine Freunde nicken zustimmend, während er den hölzernen Vorbau von Dunn's Saloon hinabsteigt und langsam auf das Stationshaus der Wells Fargo Company zugeht. Dort bringt Frenchy, der Kutscher, soeben die vier Gespannpferde der wuchtigen Concord zum Stehen. Dabei lehnt er sich auf dem Wagenbock zurück, flucht und legt sich mächtig in die Gespannzügel. Die Pferde trotten zwar noch ein paar Schritte weiter, aber dennoch kommt die Kutsche genau neben der Eingangstür der Station zum Halten.

»Willkommen in Tascosa, der Perle des Panhandles«, kreischt Frenchy. »Wir haben eine halbe Stunde Aufenthalt, dann geht es weiter nach Fort Bascom. Wer will, kann sich solange die Füße vertreten oder in Dunn's Saloon einen Kaffee trinken.«

Nach diesen Worten klettert er auf das Wagendach, schlägt eine staubige Plane zurück und löst die Knoten einiger Lederriemen, mit denen mehrere Gepäckstücke auf der Kutsche festgebunden sind.

»Hallo Frenchy, du bist heute ziemlich spät dran. Gab es irgendwelchen Ärger?«

Frenchy, der eigentlich Pierre Dumont heißt und dessen Vorfahren aus New Orleans stammen, rollt mit den Augen.

»So könnte man es auch ausdrücken«, antwortet er schließlich seufzend und lässt eine große Tasche aus buntem Teppichstoff zielsicher auf den Sidewalk fallen. Danach folgt eine kleine, dann eine etwas größere und schließlich noch eine ganz große Kiste, dann einige Hutschachteln, ein Kleidersack und nochmals eine Tasche. Als er dann auch noch damit beginnt, eine große Holztruhe loszubinden, die man mit Seilen am Kutschende festgebunden hat, schiebt Bill seinen breitrempigen Texashut in den Nacken und starrt ihn ungläubig an.

»Was gibt das denn? Soviel Gepäck auf einem Haufen sah ich das letzte Mal, als Stonewall Jackson mit seinen Jungs losgezogen ist, um den Yankees in den Arsch zu treten.«

»Das war mit Sicherheit angenehmer als das hier«, seufzt Frenchy.

Bevor Big Bill weitere Fragen stellen kann, ertönt aus dem Innern der Kutsche eine schrille Stimme.

»Können Sie nicht aufpassen, Sie Tölpel?«

Jäh wird der Wagenschlag aufgerissen und eine zierliche Frauengestalt schält sich umständlich aus der Kutsche. Ihr grün kariertes Stoffkleid und ihre leuchtenden roten Haare bilden eine Mischung, die Bill Baker unwillkürlich den Atem anhalten lassen.

Heiliger Rauch, denkt er, was für eine Frau.

Als er dann auch noch in ihre grünen Augen blickt, die ihn mit einem forschenden und zugleich abweisenden Blick mustern, ist es um ihn geschehen. Er bemerkt nicht, dass

nach ihr noch zwei andere Passagiere aus der Kutsche kommen und sich Frenchy sozusagen aus dem Staub macht. Er sieht nur noch diese Frau, die für ihn so schön, so bemerkenswert und verlockend ist, dass er es nicht in Worte fassen kann.

Die Frau baut sich neben der Kutsche auf, stemmt die zierlichen Hände in ihre Wespentaille und mustert mit blitzenden Augen das Gepäck und dann den Kutscher, der sich plötzlich eingehend auf der anderen Wagenseite mit seinem Zuggeschirr beschäftigt.

»Sie sind wohl verrückt geworden? Der Inhalt dieser Kisten, die Sie da wie Unrat in den Staub werfen, ist unersetzlich.«

Bei diesen Worten zuckt Frenchy unwillkürlich zusammen und wirft einen misstrauischen Blick auf das Gepäck.

»Was ist da drin, Goldbarren?«, fragt er vorsichtig. »Schwer genug dafür sind diese Dinger ja.«

»Bücher!«

Diese Antwort bewirkt, dass dem Kutscher die Kinnlade fast bis auf den Boden fällt.

»Bü ... Bücher?«, fragt er entgeistert.

»Natürlich, was dachten Sie denn? Diese Bücher benötige ich schließlich, um meinen Beruf auszuüben. Mein Name ist Miss Abigail Dimsdale, ich bin die neue Lehrerin hier.«

Während sie weiterredet, mustert sie Frenchy erneut. Ein leichter Anflug von Verachtung liegt dabei in ihrem Blick.

»Wie wäre es, wenn Sie sich jetzt um mein Gepäck kümmern, anstatt hier Maulaffen feilzuhalten? Ich wohne übrigens in der Pension von Mrs. Baker.«

Nach diesen Worten hebt sie eine der Taschen hoch und steuert zielstrebig ihre Unterkunft an, während der Kut-

scher beinahe schmerzvoll sein Gesicht verzieht.

»Himmel!«, schwärmt Bill, indes er ihr nachblickt. »Was für eine Frau!«

»Von wegen Frau, Furie wäre wohl treffender. Nur wegen ihr habe ich mich verspätet. Du glaubst gar nicht, mit was für Anliegen die mir auf den Geist ging. Diese Madame kommt direkt aus dem Osten und hält uns hier alle für Hinterwäldler. Die hat Haare auf den Zähnen, Bill. Ich glaube, mit der werden wir noch jede Menge Ärger bekommen.«

Pierre Dumont soll recht behalten.

Kaum hat die Frau die Mainstreet überquert, gibt es auch schon die ersten Schwierigkeiten. Es beginnt damit, dass die neue Lehrerin sehr stolz und selbstbewusst den hölzernen Gehsteig entlang auf Ma Bakers Pension zuläuft. In einer Rinderstadt wie Tascosa sind diese aber nicht besonders breit und mit ihrem wallenden Kleid und der Reisetasche benötigt sie viel Platz. Die Bürger der Stadt, die um diese Zeit unterwegs sind, treten höflich zur Seite. Die Männer grüßen respektvoll und heben ihre Hüte an, die Frauen nicken ihr freundlich entgegen. Aber dann öffnen sich die doppelten Flügelschwingtüren eines angrenzenden Saloons und drei hartgesichtige Gestalten treten sporenklirrend ins Freie. Es ist offensichtlich, dass sie alle mehr oder weniger betrunken sind.

Beim Anblick der heraneilenden Lehrerin beginnt es in ihren Augen gierig zu funkeln und beinahe gleichzeitig überzieht ein schmieriges Grinsen ihre unrasierten Gesichter.

Der vorderste von ihnen zieht seinen Hut und verbeugt sich derart theatralisch vor der Frau, dass es schon wieder lächerlich wirkt.

»Hallo, mein schönes Kind, wohin des Weges?«, fragt er mit einer Stimme, die regelrecht vor Schmalz trieft, indes sich seine Begleiter brüllend vor Lachen auf die Schenkel klopfen.

Im Gesicht der jungen Lehrerin zuckt kein Muskel, als sie unbeirrbar ihren Weg fortsetzt. Nur ihre Augen scheinen Blitze zu versprühen und ihre Stimme klingt wie gesprungenes Glas, als sie antwortet.

»Das geht Sie gar nichts an, Sie unverschämter Kerl. Gehen Sie mir aus dem Weg oder ich Sorge dafür, dass Sie ziemliche Schwierigkeiten bekommen werden.«

Das Grinsen im Gesicht des Mannes ist plötzlich wie weggewischt. Statt einer Antwort geht er auf Abigail Dimsdale zu, packt sie grob an den Armen und bringt sein Gesicht sehr nahe vor das ihre.

»Du sorgst hier für gar nichts, mein Täubchen. Sonst wird der gute Jack nämlich ziemlich böse und legt dich übers Knie. Und jetzt gib mir gefälligst einen Kuss, vielleicht überlege ich mir danach, ob du dann weitergehen kannst.«

Obwohl Abigail dem Mann hoffnungslos unterlegen ist, kommt dieser nicht in den Genuss eines Kusses. Mit aller Kraft tritt die zierliche Lehrerin mit der Spitze ihres Stiefels gegen das Schienbein von Jack. Der höllische Schmerz treibt ihm das Wasser in die Augen und er lässt die Frau augenblicklich los, während er auf einem Bein über den Gehsteig hüpfte und dabei jault wie ein liebeskranker Coyote in der Brasada. Dann ist Bill Baker heran und donnert ihm den Lauf seiner Schrotflinte auf den Kopf. Der Mann

hat es nur seinem dicken Filzhut zu verdanken, dass sein Schädel nicht zertrümmert wird. So verdreht er lediglich die Augen und kracht zu Boden. Seine beiden angeheiteren Kameraden weichen fluchend zur Seite.

»Zur Hölle Baker, musst du gleich so zuschlagen? Jack wollte sich mit der Kleinen doch nur einen Spaß erlauben.«

Baker hebt den Lauf seiner Waffe und spannt knackend beide Hähne.

»Diese Kleine ist zufällig die neue Lehrerin von Tascosa. Man hat sie extra aus dem Osten hergeholt, damit sie den Kindern hier Lesen, Rechnen und Schreiben beibringt. Denn nur wer diese Dinge beherrscht, wird, im Gegensatz zu euch Affen, im Leben auch etwas erreichen. Mit der macht ihr euch keinen Spaß, sonst werde ich ziemlich unangenehm. Geht das in eure besoffenen Köpfe hinein, oder muss ich es euch erst mit meiner Shot-Gun einhämmern?«

Obwohl in der Zwischenzeit bereits neunzehn Tage vergangen sind, hat es immer noch den Anschein, als ob Miss Abigail Dimsdale und das Leben in der Brasada wohl nie zueinander finden werden. Immer wieder bringt sie die Bürger von Tascosa in Verlegenheit, wenn sie in der Öffentlichkeit ihre Abneigung gegen Waffen verlauten lässt, sich am Wochenende um die Frauen und Kinder im Mexikaner Viertel kümmert oder über den Mangel gewisser Errungenschaften der Zivilisation klagt, die in den Städten des Ostens schon längst Selbstverständlichkeit sind.

Als Big Bill am Morgen des zwanzigsten Tages ihrer Ankunft sein Büro verlässt, bemerkt er aus den Augenwinkeln

heraus, wie die Lehrerin den Mietstall betritt.

Heiliger Rauch, denkt er bestürzt. Was will diese Frau bei Jeff Norman? Sie kann doch mit Pferden soviel anfangen wie eine Kuh mit einer Muskatnuss. Sie will doch nicht etwa ...

Als Bill am Mietstall eintrifft, sind seine schlimmsten Befürchtungen längst Wahrheit geworden. Abigail Dimsdale hockt auf dem Wagenbock eines zweisitzigen Buggys wie das sprichwörtliche Huhn auf der Stange. Es ist ihr deutlich anzusehen, dass sie mit dem Gewirr aus Zaumzeug und Zügeln völlig überfordert ist und es scheint, als hätte sich diese Unsicherheit auch schon auf das Pferd übertragen. Ihr nervöses Gezerre am Zügelleder lässt die eingespannte Pintostute zusehends unruhiger werden.

»Was soll das, Jeff?«, zischt Baker. »Wie kommst du dazu, dieser Frau ein Pferd und einen Wagen anzuvertrauen?«

Der griesgrämig aussehende Mietstallbesitzer mustert ihn irritiert.

»Wieso nicht? Wie du vielleicht weißt, ist das Unterstellen und Verleihen von Pferden nun mal mein Geschäft.«

»Außerdem habe ich Mister Norman darum gebeten«, mischt sich die Lehrerin in den Disput der Männer ein, während sie ungelentk mit den Zügeln hantiert.

»Es wird Zeit, dass ich mir das umliegende Land etwas genauer ansehe, schließlich lebe ich schon seit fast drei Wochen hier und bin noch nicht einmal über die Stadtgrenze hinausgekommen.«

»Da hast du es«, sagt Norman. »Außerdem verstehe ich deine Aufregung nicht. Molly ist das zahmste Pferd, das ich habe, mit der würde sogar meine Großmutter zurechtkommen.«

Damit ist für ihn alles gesagt. Ärgerlich wendet sich der Mietstallbesitzer ab, um seinen weiteren Geschäften nachzugehen und genau dabei geschieht es.

Niemand vermag später zu sagen, ob es eine Laune des Schicksals oder einfach nur Zufall war. Jedenfalls wendet sich Norman abrupt ab, übersieht dabei einen Wassereimer, stolpert und rudert mit den Armen. Dabei wischt er mit seinen umherfuchtelnden Händen eine Kerosinlampe zu Boden, die provisorisch mit einem Nagel an einem Stallpfosten befestigt war. Die Lampe fällt genau vor den Hufen von Molly zu Boden und ihr Glas zerbricht klirrend auf dem harten Stallboden.

Dann geht alles sehr schnell.

Das Klirren und Scheppern der Lampe ist sozusagen der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Das ohnehin schon nervöse Tier wird durch das plötzliche Auftauchen der Lampe und dem Geräusch von splitterndem Glas endgültig zum Wildpferd. Ruckartig setzt sich das Pferd mit einem schrillen Wiehern in Bewegung. Während das Tier mitsamt dem Wagen wie ein Pfeil durch das offene Stalltor schießt, wird Abigail vom Bock geschleudert und wirbelt wie eine willenlose Gliederpuppe durch die Luft. Der Aufprall auf dem Boden ist hart und treibt ihr die Luft aus den Lungen. Sie hört noch, wie Jeff Norman fluchend hinter dem Gespann herjagt, und sieht, wie sich Bill zu ihr hinabbeugt. Dann wird es dunkel um sie herum.

Als sie wieder zu sich kommt, liegt sie auf dem Bett in ihrem Hotelzimmer und hat einen kalten Umschlag auf der

Stirn. Neben ihr steht Doktor Hoyt und befühlt mit der Rechten ihren Puls, während er stirnrunzelnd auf die vernickelte Taschenuhr blickt, die er in seiner Linken hält.

»Alles klar?«, fragt Hoyt, nachdem Abigail die Augen aufgeschlagen hat. Dabei lässt er ihre Hand los und steckt seine Uhr wieder ein.

Instinktiv will die Frau nicken, was ihr aber augenscheinlich nicht bekommt. Sie verzieht ihr Gesicht und legt eine Hand stöhnend auf das feuchte Tuch auf ihrer Stirn.

»Mein Kopf fühlt sich an, als würde er gleich platzen.«

Der Doktor nickt wissend.

»Dieses Gefühl hat man bei einer Gehirnerschütterung immer. Trotzdem haben Sie noch Glück gehabt. Bei ihrem Sturz hätten Sie sich auch das Genick brechen können. Zum Teufel, warum mieten sie sich auch ein Pferd mit Wagen, wenn Sie nicht damit umgehen können?«

Die Frau dreht den Kopf zur Seite, damit der Doktor nicht sehen kann, wie sich ihre Augen langsam mit Tränen füllen. Als er keine Antwort auf seine Frage bekommt, verlässt Hoyt wortlos das Zimmer. Damit bleibt Abigail Dimsdale allein zurück. Sie beginnt nachzudenken, während ihre Tränen allmählich versiegen.

Auch wenn es ihr zunächst schwerfällt, versucht sie sich zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Tascosa in das Denken der Menschen in diesem Land hineinzusetzen.

Schon bald wird ihr bewusst, was für ein Dummkopf sie bisher war.

Als der Doktor eine halbe Stunde später wieder das Zimmer betritt, hält er in der einen Hand ein Glas Wasser und in der anderen einen Löffel mit einem weißen Pulver.

»Hier!«, sagt er knapp. »Nehmen Sie das, danach werden

Sie sich besser fühlen.«

Abigail Dimsdale schüttelt den Kopf.

»Behalten Sie Ihr Pulver und erklären Sie mir lieber, was ich falsch gemacht habe.«

Zuerst denkt Hoyt, dass er sich verhört hat, aber nach einem weiteren Blick in die grünen Augen der jungen Frau weiß er um den Ernst ihrer Worte.

In der kurzen Zeit seiner Abwesenheit hat die Lehrerin offensichtlich eine tief greifende Wandlung durchlebt. Mit einem Grinsen im Gesicht legt er die Arznei zur Seite und setzt sich zu ihr ans Bett. Dann beginnt er mit seinen Erklärungen. Mit einfachen, dennoch treffenden Worten beschreibt er das Land und die Menschen, die darin leben. Als er zwei Stunden später ihr Zimmer wieder verlässt, weiß er, dass die Stadt noch lange an der neuen Lehrerin ihre Freude haben wird. Es war anscheinend erst ein Schlag auf den Kopf nötig, damit sie das Wesen und die Eigenheiten der Brasada begreifen kann.

Aber jetzt hat Abigail Dimsdale verstanden, worauf es im Westen ankommt.

Sie zeigt es bereits eine Woche später und darüber lacht man in Tascosa noch Jahre danach.

Es ist ein ungewöhnlich heißer Spätsommertag, als vier Reiter der letzten Treibherdenmannschaft der Saison brüllend und kreischend ihre Pferde vor Martin Dunn's Saloon zügeln. Diese Männer sind voller Staub, schweißbedeckt und halb verdurstet. Das Einzige, was sie jetzt noch nach monatelangem knochenbrechendem Rindertreiben interes-

siert, sind ein kühles Bier, eine schöne Frau und ein weiches Bett.

Sie gleiten aus dem Sattel, klopfen sich mit dem Hut den Staub aus den Kleidern und sind gerade im Begriff den Saloon zu betreten, als nebenan aus dem Store Miss Abigail Dimsdale mit ihrem Wochenendeinkauf den Laden verlässt.

Sofort verstummen die Cowboys.

Die Lehrerin macht keine drei Schritte, als sie auch schon von den Männern umzingelt ist. Furcht kriecht in Abigail Dimsdale hoch, nur zu frisch sind ihre Erinnerungen an die erste Begegnung mit Männern aus diesem Land. Aber diesmal ist alles anders, diesmal sind es keine betrunkenen Burschen, die sich ihr in den Weg stellen, sondern richtige Cowboys. Männer, denen Geld und Erfolg nichts, aber Ehre, Selbstachtung, Hilfsbereitschaft und Würde alles bedeuten. Als sie erfahren, dass sie einer Lehrerin den Weg versperren, bitten sie Abigail ein Gedicht vorzutragen oder ihnen eine Geschichte zu erzählen, bevor sie sich in den Saloon stürzen.

Diese Männer sind gewiss allesamt wilde Burschen, die auf dem Trail tagtäglich ihr Leben riskieren, wenn sie gegen Indianer, Schlangen, Banditen und halbwilde Rinder kämpfen. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb sind sie besonders den schönen Künsten zugetan und es gibt für sie keine bewegenderen Momente, als den Worten einer gebildeten und belesenen Frau zuzuhören.

Die Lehrerin zögert nur einen Moment.

Seit ihrer Unterhaltung mit Doc Hoyt weiß sie genau, was nun zu tun ist. Es muss nicht immer eine Waffe oder unbändige Kraft sein, um die Menschen in diesem Land für

sich zu gewinnen. Man kann dies auch mit Witz und Schlagfertigkeit vollbringen.

Darum erzählt sie den Männern nun wortreich, wie sie ihren rechten Arm während den Wirren des Bürgerkrieges verloren hat. Urplötzlich wird es still, alle Cowboys hängen beinahe andächtig an ihren Lippen. Geduldig hören die Männer zu, bis einer von ihnen ungehalten bemerkt: »He Miss, was erzählen Sie da eigentlich? Sie haben doch Ihren Arm noch.«

Abigail Dimsdale lächelt, bevor sie antwortet.

»Natürlich, aber was glaubt ihr, wie lange es gedauert hat, bis der nachgewachsen ist?«

Einen Moment lang ist es geradezu unheimlich still, aber dann hallt ein Lachen durch die Stadt, das selbst die gemauerten Wände der Texas National Bank bis in ihre Grundfeste erschüttert.

Nigger-Bill

In dieser Folge der halbdokumentarischen Serie *Brasada* wird ein Thema behandelt, das gerade in unserer Zeit wieder aufmerksam verfolgt wird: Stichwort Fremdenfeindlichkeit.

Sollte sich dieser oder jener Leser also bei der folgenden Geschichte an gewissen Begriffen oder Sätzen stören, so sei erwähnt, dass dies alles mit den Augen jener Zeit zu sehen ist. Die nächste Folge entstammt nicht der Fantasie des Autors, sondern hat sich in dieser oder ähnlicher Art tatsächlich zugetragen und gibt nur die Stimmung jener Zeit wie-

der. Dazu möchte ich anmerken, egal was über Cowboys erzählt wird, ein Rassenproblem gab es damals unter ihnen nie.

Was für sie zählte, war die Persönlichkeit eines Mannes, nicht seine Hautfarbe.

30 Prozent aller Cowboys waren übrigens Farbige.

»Hier drin stinkt´s!«

In Dunn´s Saloon wird es augenblicklich totenstill.

Schlagartig verstummt das Stimmengemurmel der wenigen Gäste und auch das Klirren der Gläser und Flaschen erstickt. Ungläubig starren die Anwesenden auf den knochigen Farmer, der am linken Ende der Theke am Tresen lehnt und andächtig in sein Glas und auf den darin enthaltenen kläglichen Rest von Ingwerbier blickt.

Martin Dunn runzelt ungehalten die Stirn, während er auf den Mann zugeht.

»Wie meinst du das, Ike?«, fragt er dabei.

»So wie ich es gesagt habe. Hier stinkt´s.«

Suchend blickt sich Dunn in seinem Saloon um, während er hörbar durch die Nase schnüffelt. Schließlich schüttelt er den Kopf und mustert den Farmer eingehend.

Ike Wilson ist ein hagerer, knochig wirkender Farmer mit blutunterlaufenen Augen und einer großen rotvioletten Nase, wie sie fast immer bei Männern zu finden ist, die dem Schnaps im Übermaß zusprechen. Grauschwarze, speckig glänzende Haare fallen über den Kragen seines verwaschenen Hemdes. Seine Füße stecken in klobigen Militärstiefeln und auch die zerschlissene Hose stammt noch aus

einer Zeit, als die Armee der Konföderation noch existierte.

»Du musst dich irren, ich kann hier nirgendwo etwas erkennen, was stinken sollte.«

»Aber ich«, sagt Ike und macht ein paar Schritte zum Ausgang hin.

Dabei ist deutlich zu erkennen, dass er sein linkes Bein nachzieht. Schließlich bleibt er direkt neben den Schwingtüren des Saloons stehen und deutet mit dem Zeigefinger seiner Rechten auf einen Mann, der dort an einem schmalen Tisch sitzt.

»Der Gestank kommt von hier. Verdammt Martin, seit wann werden in deinem Saloon Nigger bedient?«

Auf Martin Dunns Stirn erscheint eine steile Zornesfalte, während der Salooner schnaubend die Hände in die Hüften stemmt.

»Was soll der Scheiß, Ike? Der Mann ist hier Gast wie jeder andere auch. Er hat seinen Drink und den Teller mit Bohnen bezahlt und er macht im Gegensatz zu anderen Leuten keinen Ärger. Deshalb ist es mir egal, ob er rot, grün oder schwarz ist, kapiert?«

»Wenn das deine Ansicht über Nigger ist, dann tut es mir leid. Schätze, das war wohl das letzte Mal, dass du mich hier als Gast gesehen hast.«

Der Mann an dem schmalen Tisch hat inzwischen seinen Hut in den Nacken geschoben und mustert nun beide, Dunn wie Wilson eingehend.

»Ist schon okay, Leute«, sagt er schließlich. »Ich wollte sowieso gerade gehen.«

Dabei bleckt er seine weißen Zähne, die in seinem ebenholzschwarzen Gesicht hervorstechen wie ein Pferd mit drei Beinen in der Mainstreet von Tascosa.

Aber noch bevor er aufstehen kann, kommt von der Theke her plötzlich ein weiterer Mann an seinen Tisch. Er stellt eine bauchige Flasche und zwei Gläser auf die Tischplatte, zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich ungefragt neben den Neger.

»Mein Name ist Marlowe, Lee Marlowe. Darf ich Sie zu einem Drink einladen, Mister ...«

»Potter, William Potter«, erwidert der andere. »Das ist nett von Ihnen, aber ich möchte hier keinen Ärger machen.«

Statt einer Antwort mustert Lee den Farmer Ike Wilson, der die beiden jetzt ungläubig und mit offenem Mund beobachtet.

»Lass uns in Ruhe, Ike. Der Krieg ist seit mehr als sieben Jahren vorbei und ich glaube kaum, dass Mister Potter etwas dafür kann, das dir die Yankees bei Bull Run die Hüfte zerschossen haben.«

»Das ändert nichts an der Tatsache, das er ein gottverdammter Nigger ist. Solche Leute haben in Tascosa nichts zu suchen.«

»Das behauptest du, aber zum Glück bestimmen andere Leute, wer in der Stadt bleiben darf und wer nicht.«

Verächtlich verzieht Wilson das Gesicht.

»So kann nur einer daherreden, der den Yankees in den Arsch kriecht. Ich hätte nie gedacht, dass es in Texas Männer ohne Rückgrat gibt. Kein Wunder, dass wir den Krieg verloren haben.«

»Über solche Ansichten kann ich nur den Kopf schütteln. Weißt du was, Ike, irgendwie tust du mir leid.«

Während sich Wilson wutschnaubend umdreht und aus dem Saloon stampft, füllt Marlowe ungerührt die beiden

Gläser mit der bernsteinfarbenen Flüssigkeit aus der bauchigen Tonflasche. Nach dem ersten Schluck Whisky streckt der Schwarze Lee die Rechte entgegen.

»Eigentlich heiÙe ich ja William, gute Freunde dürfen aber auch Nigger-Bill zu mir sagen.«

Zwei Flaschen, viele Stunden und etliche Meilen später zügeln die beiden ihre Pferde im Vorhof der Drei Balken. Inzwischen hat sich die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch über das Land gelegt. Nachdem sie endlich aus dem Sattel gekommen sind, bereitet es ihnen gewisse Schwierigkeiten, die Tiere im Stall zu versorgen und anschließend das Wohnhaus zu betreten.

Aber wer hätte diese nicht, mit einem Dutzend Gläser Whisky im Bauch?

»Pssst!«, macht Lee Marlowe, während er die Lippen spitzt und den Zeigefinger seiner Rechten auf den Mund legt.

Dabei ist er in etwa so leise wie eine Geschützbatterie im Einsatz bei Bull Run. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass Ben Allison plötzlich unvermittelt hinter ihnen auftaucht. Sein Gesicht wirkt verschlafen, seine Haare stehen in allen Richtungen vom Kopf ab und er ist nur mit seinem rostroten Unterzeug bekleidet. Dafür hält er aber in der Rechten einen schussbereiten Navy-Colt.

»Ich denke mal, für heute reicht es«, sagt er knapp.

»Wer ... wer ist das denn?«, stottert William.

»Ben, Ben Allisch ... hupps ... Allischon«, antwortet Lee lallend.

Mehr kann er nicht sagen, denn jetzt handelt Allison. Er schubst Lee unsanft in dessen Schlafgemach und dirigiert Potter in das leer stehende Zimmer ihres ehemaligen Sattelpartners Big Bill.

»Legt euch hin und schlaft, denn die Nacht ist verdammt kurz. Morgen früh wartet eine Menge Arbeit auf uns.«

Er hat sein Bett noch nicht erreicht, als die beiden bereits eingeschlafen sind. Ihr Schnarchen hallt überlaut durch das Haus und bevor Ben ebenfalls die Augen schließt, hofft er inständig, dass sie nicht alle Balken auf der Ranch zersägen.

Der Morgen danach ist grausam.

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, als Ben die beiden mit einem Eimer kaltem Wasser weckt, welches aus dem tiefen Schacht des Ranchbrunnens stammt. Danach gibt es Kaffee, Eier, Speck sowie Sirup und Sauerteigbrötchen. Alles Dinge, die normalerweise zu einem herzhaften Frühstück dazugehören. Nur heute scheint es so, als ob gewisse Leute Schwierigkeiten damit haben, das auch im Magen zu behalten.

Nach einem missmutigen Blick auf seinen Teller entschließt sich Lee, dass sein Frühstück heute nur aus Kaffee bestehen wird, ganz anders hingegen William Potter. Nachdem dieser mit seinem Brötchen auch den letzten Rest Eigelb von seinem Teller gewischt hat, besitzt er doch tatsächlich die Stirn, Ben nach einem Nachschlag zu fragen. Das ist für Lee zu viel. Wie eine Kanonenkugel schießt er durch die Tür und kotzt sich, während Ben in der Küche

grinsend drei weitere Eier in die Pfanne schlägt, hinter dem Haus die Seele aus dem Leib.

Eine Stunde später, es ist kurz vor Sonnenaufgang, weiß Ben Allison über alles Bescheid. Er weiß nun, dass William Gideon Potter ein umherziehender Cowboy ist, der aufgrund seiner Hautfarbe im Osten Schwierigkeiten hatte, einen Job zu finden. Die Lassarben auf seinen Handrücken zeigen Ben aber, dass er tatsächlich etwas von Sattelarbeit versteht. Außerdem kennt er nun die Geschichte mit Ike Wilson und die Sache mit dem von Lee spendierten Whisky.

Als William von sich aus erklärt, für die Gastfreundschaft, die Schlafstelle und das Frühstück einen Tag umsonst auf der Drei Balken zu arbeiten, ist für Ben und Lee rasch klar, dass Potter der neue Mann auf der Ranch sein wird. Auch wenn sie beide noch Schwierigkeiten damit haben, dass er darauf besteht, von ihnen Nigger-Bill genannt zu werden.

Es ist dann vier Wochen später, als der Cowboy William Potter wieder zurück zur Drei Balken reitet. Er hat in den letzten beiden Tagen beinahe vierzig Stunden im Sattel verbracht. In dieser Zeit hat er aus dem Dornenbuschland heraus sechzehn halb wilde Rinder in einen Blindcanyon getrieben und dessen Ausgang mit einem Zaun aus Kakteen und Palo-Verde-Stämmen verschlossen. Er ist zerschlagen, müde und hungrig und will jetzt einfach nur noch nach Hause. Bei dem Gedanken an die Drei Balken verzieht er wehmütig das Gesicht. Es tut verdammt gut, ein Zuhause

zu haben, denkt er, und er spürt, dass die Zeit seines ruhelosen Umherziehens wohl vorbei sein wird, zumindest für eine lange Zeit.

Aber bevor er die Ranch erreicht, hält das Schicksal für ihn noch ein hartes Stück wirklichen Lebens bereit.

Zuerst entdeckt er am Horizont drei, vier dunkle Punkte, die in immer engeren Kreisen über eine bestimmte Stelle im Land fliegen.

Zopilote!

Etwa eine halbe Stunde später sieht er einen Steinwurf voraus ein dunkles Etwas, dessen Konturen sich deutlich im ockerfarbenen Sand der Brasada abzeichnen. Er reitet darauf zu und erkennt ein Pferd, das mit aufgedunsenem, prall gespanntem Leib in der Sonne liegt. Es ist gewiss schon seit mehreren Stunden tot. Es wurde erschossen und als William den seltsam abgewinkelten rechten Vorderlauf sieht, an dem die Knochen spitz aus dem Fell herausragen, weiß er, dass dieses Tier in einen Präriehundebau getreten ist. Der Besitzer konnte nicht mehr für sein Pferd tun, als es mit einer schnellen Kugel von seinen Qualen erlösen.

Er hat die Wasserflasche und das Gewehr aus dem Scabbard mitgenommen und seine Fußspuren führen nach Osten. Ohne zu zögern folgt William der Fährte, denn er weiß um die Not des Unbekannten. Zu Fuß und nur mit einer Wasserflasche ausgerüstet ist für einen Menschen die Chance, in diesem Teil der Brasada den Tag zu überleben, nicht größer als die eines Schneeballs auf einer glühenden Herdplatte.

Zwei Meilen später verlaufen die Fußspuren bereits nicht mehr in einer geraden Linie durch den Sand sondern im Zickzack. Außerdem ist zu erkennen, dass die Person ver-

letzt sein muss. An den Abdrücken erkennt William deutlich, dass sie das linke Bein nachzieht. Nach einer weiteren Meile findet er ein Gewehr und kurz darauf sieht er links von sich eine leere Wasserflasche im Sand liegen.

Am Nachmittag sieht er dann den Mann vor sich. Er liegt mit dem Gesicht nach unten im Dreck. William Potter zügelt sein Pferd, nimmt den Wassersack vom Sattelhorn und geht auf die Gestalt zu, die vergeblich versucht, kriechend vorwärts zu kommen. Er wälzt den Mann auf den Rücken und zuckt zusammen.

Obwohl sich in dem von der Sonne verbrannten Gesicht die Haut in handtellergroßen Fetzen löst und darunter bereits das rohe Fleisch zu sehen ist, erkennt William Potter den Mann sofort.

Es ist niemand anderes als Ike Wilson, der Bürgerkriegsveteran aus Tascosa, der anscheinend nichts mehr auf der Welt hasst als Schwarze.

Seine aufgesprungenen Lippen bewegen sich kaum und doch versteht William seine Worte.

»Wasser ... um Himmels willen ... geben Sie mir Wasser.«

Einen Moment lang zögert Potter und niemand kann es ihm verübeln.

Wilson hat ihn schlimm beleidigt, jeder andere Mann in der Brasada hätte darauf mit der Waffe in der Hand geantwortet. Aber Potter ist nicht jeder andere, er hat ein Gewissen, trotz der Verachtung, die ihm seine Mitmenschen entgegenbringen. Deshalb schraubt er den Wassersack auf und

lässt das kostbare Nass über Wilsons Mund rinnen. Der Mann schluckt, hustet und trinkt, saugt mit jeder Faser seines Körpers das lebensrettende Wasser auf. Als er schließlich den Wassersack zurückgibt und erschöpft die Augen schließt, ist dieser zur Hälfte leer.

»Warum tun Sie das für mich?«, fragt er schließlich mit brüchiger Stimme.

Der Schwarze zuckt mit den Schultern.

»Vielleicht, weil ich ein Narr bin, oder vielleicht, weil ich mit der Bibel erzogen wurde, die da sagt, liebe deinen Nächsten und hilf ihm in der Not. Ich weiß es nicht.«

Wilson, in den nun allmählich das Leben wieder zurückkehrt, hebt darauf seinen Kopf und mustert den Schwarzen eingehend. Dabei legt sich ein nachdenklicher Ausdruck auf sein von der Sonne verbranntes Gesicht.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, will er schließlich wissen.

Statt einer Antwort packt ihn Potter an den Schultern und setzt ihn in den Sattel. Dann nimmt er schweigend die Zügel in die Hand und läuft mit seinem Pferd und dem immer noch geschwächten Wilson zu Fuß den Weg zurück, den er gekommen ist.

»Du bist verrückt«, krächzt Wilson, nachdem sie die erste Meile hinter sich gebracht haben. »Du hast sie ja nicht mehr alle, du verrückter Nigger.«

Potter erwidert darauf nichts, er bleckt nur seine Zähne wie ein Wolf.

Es ist in der Tat ein fast wahnwitziges Unternehmen, auf das sich Potter da eingelassen hat. In diesem sonnenverbrannten Teil der Brasada herrschen selbst am Nachmittag immer noch Temperaturen von über vierzig Grad. Bis zur Drei Balken und damit zur nächstgelegenen Wasserstelle

sind es noch fast zwanzig Meilen und sie haben nur ein Pferd und eine halb gefüllte Wasserflasche für diesen Weg. Diese Menge reicht bei der Strecke normalerweise kaum dazu aus, um das Pferd ausreichend zu versorgen. Was also sollen die Männer trinken, um in diesem Glutofen zu überleben?

Es ist dann spät am Abend, als die Männer der Drei Balken Zeugen eines merkwürdigen Schauspiels werden. Zuerst erkennen sie nur ein Pferd, das mit hängendem Kopf auf den Hof der Ranch stolpert. Dann werden im Schein der Kerosinlampen zwei abgerissene, staubbedeckte Gestalten sichtbar, die sich am Schweif des Tieres festhalten und hinter dem Tier her torkeln. Immer wieder versucht eine der Gestalten, die niemand anderes als William Potter ist, die andere aufzumuntern, damit diese etwas mithelfen kann, auf den Füßen zu bleiben. Diese andere Gestalt zieht deutlich das linke Bein nach.

Keiner der beiden verliert später je ein Wort darüber, was draußen in der sonnenverbrannten Brasada geschehen ist, aber es muss etwas passiert sein, das diese Männer zusammengeschweißt hat. Seit diesem Tag reden sich Ike und William mit dem Vornamen an. Von nun an zählt der Mann, der hinter dem Namen steht, nicht mehr die Herkunft oder die Hautfarbe.

Ein großer Tag

Die Herbstsonne überzieht das Land mit ihrem kalten Licht und ein einsamer Bussard flattert aufgeschreckt gen Himmel, als Ben Allison von Osten her auf die Ranch zukommt.

Obwohl ihm der raue Oktoberwind direkt ins Gesicht bläst und sein Atem in der eisigen Luft kleine, grauweiße Wölkchen bildet, ist er allerbester Laune.

Das liegt zum größten Teil an jenen Schriftstücken, die sich zusammengefaltet in der Innentasche seiner schweren Mackinaw-Jacke befinden. Es sind Kreditverträge, Schuldscheine und Landabtretungen, die ehemals zwischen der Drei Balken und der National State Bank of Texas ausgehandelt wurden. Papiere, durch welche das Schicksal der Ranch bisher von verknöcherten Bürokraten und gewinnorientierten Bankiers mitbestimmt wurde.

Aber damit ist ab heute Schluss.

Ein breites Lächeln überzieht das Antlitz von Ben Allison, als dieser sich erneut das entsetzte Gesicht von Amos Whiteapple in Erinnerung ruft, nachdem er dem Bankier die noch ausstehende Schuldsomme auf den Schreibtisch geblättert hat. Gewiss war das neue Kreditangebot und die damit verbundene Aussicht auf einen neuen Brunnen oder ein größeres Ranchhaus mehr als verlockend, aber die Männer der Drei Balken sind Männer des Sattels. Wie alle Cowboys in diesem Land betrachten sie jede Form von Autorität als Sklaverei, richten ihr Leben nicht nach Besitz und Reichtum aus und sehen die Welt nicht als irdisches Jammerthal an. Kurz gesagt, sie lieben nichts mehr als ihre Freiheit und die unstillbare Sehnsucht, dem eigenen Regenbo-

gen bis ans Ende zu folgen.

Sie haben also mit dieser letzten Rate sozusagen ihre Unabhängigkeit wieder zurückgekauft.

Als er die Ranch erreicht hat, steigt Ben Allison aus dem Sattel und führt sein Reittier in den Stall. Er wuchtet den Sattel samt Decke und Zaumzeug auf den obersten Balken der Pferdebox, schüttet eine handvoll Körner in den Trog und klopft seinem Pferd aufmunternd auf die Hinterhand.

Erst dann zieht er den Hut tiefer ins Gesicht und schlägt den pelzgefütterten Kragen seiner Mackinaw-Jacke hoch. Mit jedem Schritt, den er gegen den eisigen Herbstwind auf das Ranchhaus zustapft, wird das Grinsen in seinem Gesicht breiter.

Yeah, heute ist wahrlich ein großer Tag.

Bevor er das Haus betritt, klopft er sich mit dem Hut den Staub aus den Kleidern, erst dann schreitet er durch die Tür. In der halbdunklen Küche sitzen zwei Männer am Tisch und spielen Monte.

»Hallo Ben«, sagt Lee Marlowe und schiebt eine Handvoll Streichhölzer über den Tisch. Dabei bleckt er die Zähne und mustert seinen Partner Nigger Bill wie einen hungrigen Büffelwolf, der gerade ein flügellahmes Präriehuhn entdeckt hat.

»Und?«, fragt Marlowe.

Der Schwarze wirft einen letzten Blick auf seine Karten, beginnt zu seufzen und knallt sie auf den Tisch. Danach dreht er sich zu Ben Allison zu und fragt: »He Ben, wenn all die Streichhölzer, die ich bisher an diesen Büffelwolf

verloren habe, Dollars wären, müssten selbst die Kinder meiner Kinder noch meine Spielschulden bezahlen. Deshalb frage ich dich, ist es gerecht, dass ein Mensch soviel Kartenglück besitzen kann?«

Ben Allison zuckt mit den Schultern.

»Das weiß ich nicht, aber ich weiß, dass die Drei Balken ab heute schuldenfrei ist. Schuldenfrei, versteht ihr? Ab heute wird gearbeitet, wann wir wollen und nicht, wenn die Bank es will. Das heißt zwar nicht, dass wir uns ab sofort auf die faule Haut legen können, aber es ist doch ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass einem dies alles hier von nun an alleine gehört und einem niemand mehr dreinreden kann.«

»Was hat Whiteapple dazu gesagt?«, will Marlowe wissen.

Bei dem Gedanken daran wird Allisons Gesicht von einem schadenfrohen Grinsen überzogen.

»Er hat mit den Augen gerollt und mich angestarrt wie eine Kuh, wenn es blitzt. Eigentlich verständlich, welcher Banker hat es schon gerne, wenn die Leute plötzlich kein Geld mehr von ihm benötigen?«

»Und was bedeutet das jetzt für uns?«, fragt Nigger Bill neugierig.

»Das ist ganz einfach«, erklärt Ben. »Wenn wir früher in Fort Bascom ein Rind für fünfundzwanzig Dollar verkaufen konnten, gehörten der Bank wegen der Kreditzinsen samt Zinseszinsen davon mindestens acht Dollar. Bei hundert Rindern macht das zum Beispiel achthundert Dollar, eine Summe, die wir uns ab sofort in die eigene Tasche stecken können.«

»Damned!«, flucht der schwarze Cowboy. »Und warum

sitzen wir dann immer noch tatenlos hier herum, anstatt die nächste Herde Brush-Rinder nach Fort Bascom zu treiben?«

»Weil wir zunächst einmal bis übermorgen abwarten sollten, was die Army diesen Herbst für Rinder zahlt, welche sie so dringend in der Indianerreservation brauchen. Außerdem denke ich, dass es nach der Sache mit der Bank an der Zeit ist, unsere neue finanzielle Freiheit erst einmal ordentlich zu begießen.«

Mit diesen Worten zieht Ben aus der Tasche seiner schweren Jacke eine Flasche Whisky. Aber es ist nicht die Pumasucke, die man sonst in den Saloons an die Cowboys auschenkt, sondern ein richtig feiner Tropfen. Das sieht man der Flasche schon an ihrem noblen Etikett an.

Lee Marlowes schriller Rebellen schrei ist hernach dafür verantwortlich, dass im Umkreis von zweihundert Yards sämtliche Vögel der Brasada verschreckt aufflattern.

Seite an Seite reiten Ben Allison, Lee Marlowe und Nigger Bill über den staubigen Überlandtrail nach Tascosa. Als sie die ersten Häuser der Stadt erreicht haben, treten aus dem dunklen Eingang eines lang gezogenen Holzbaus drei Frauen ins Freie.

Sie sind alle nur spärlich bekleidet.

Trotz ihrer fingerdicken Schminke und dem spärlichen Abendlicht ist deutlich zu erkennen, dass diese Frauen ihren Lebenszenit schon längst überschritten haben. Ihre Kleidung ist billig, ihre Gesichter verhärmt und ihr Auftreten mehr als primitiv. Eine von ihnen stellt sich breitbeinig

auf den hölzernen Vorbau des Hauses, holt ihre rechte Brust aus dem Mieder und streckt sie den Männern auffordernd entgegen.

»Na Jungs, wie sieht es aus? Bei mir ist alles echt, Lust auf einen Clinch in meinem Bett?«

Allison schüttelt stellvertretend für seine Freunde den Kopf.

»Sorry, wir sind leider schon anderweitig verplant.«

Einen Moment lang scheint die Frau über diese Antwort nachzudenken, aber dann offenbart sie ihr wahres Gesicht.

»Schlappschwanz!«, zischt die Prostituierte, spuckt auf die Straße und dreht sich wieder um.

»Himmel«, seufzt Ben Allison und verdreht dabei beide Augen. »Bevor ich mir diese Fregatten ins Bett hole, erinnere ich mich lieber an meine erste Freundin.«

»Darf man fragen, wie diese Lady heißt?«, will Bill wissen, indessen sie ihre Pferde zum Haus von Richter Dill lenken.

»Mabel Faust«, sagt Allison trocken und vollführt dabei eine auf- und abwärts gleitende Handbewegung, die wahrscheinlich von allen Männern dieser Welt verstanden wird. Außer von Nigger Bill, denn während er den hageren Texaner verständnislos mustert, beginnt Lee Marlowe schallend zu lachen.

Als sie ihre Pferde vor dem Anwesen des Richters zügeln, warten dort schon einige Männer ungeduldig vor der Eingangstür. Sie sind aus demselben Grund hier, weshalb auch Ben Allison und seine Sattelpartner heute Abend den weiten Weg von der Drei Balken nach Tascosa auf sich genommen haben. Es wird die Ankunft jenes zuständigen Armeemoffiziers aus Fort Bascom erwartet, der den Männern die

Anzahl der Rinder bekannt geben wird, welche die Armee für die Indianerreservation benötigt, und was noch wichtiger ist, der auch verkündet, wie viel die Armee für jedes Rind zahlen wird.

Das Ganze ist also eine wichtige geschäftliche Angelegenheit und deshalb können die Wartenden nicht verstehen, warum sich Lee Marlowe halb tot lacht.

»Mich würde interessieren, ob du immer noch so lachst, wenn ich von der Army den Zuschlag für die Rinder erhalte, Lee«, sagt einer der Männer ungehalten.

Er ist das typische Ebenbild eines Ranchers, krummbeinig, wettergegerbt, mit einem offenen Gesicht und ehrlichen, klaren Augen, die allerdings jetzt den Mann von der Drei Balken etwas unwirsch mustern.

»Jetzt beruhige dich mal, George, das ist alles anders als du denkst. Wenn ich dir nachher bei einem Glas Whisky erzähle, warum ich so gelacht habe, dann wirst du wahrscheinlich auch mitlachen.«

»Na gut«, brummt der mit George angesprochene Mann.

Der Disput ist aber schnell vergessen, als von Osten her ein Einspänner auf das Haus zukommt, der von vier Soldaten begleitet wird. In der nächsten Stunde wird die Spannung vor dem Haus des Richters beinahe greifbar, bis bekannt wird, von wem die Army Rinder kaufen will.

Was der Offizier danach verkündet, ist ein umsichtiges Angebot, das alle Rancher der Umgebung einschließt. Niemand wird benachteiligt oder bevorzugt. Auch mit dem Preis können die Rancher leben, besonders die Mannschaft der Drei Balken.

Im kalten Licht der Sterne reiten Ben Allison, Lee Marlowe und ihr Sattelpartner Bill wieder zufrieden nach Hause. Die Armee wird ihnen einhundert Rinder zum Preis von vierundzwanzig Dollar das Stück abnehmen und wenn man bedenkt, dass der Monatslohn eines guten Cowboys fünfundzwanzig bis dreißig Dollar beträgt, werden sie nach dem Verkauf der Tiere über eine Summe verfügen, die für ihre Verhältnisse geradezu riesig ist. Dementsprechend gelöst und heiter ist die Stimmung der Männer auf ihrem Heimweg.

Aber die Brasada ist kein Ort der Heiterkeit, jedenfalls nicht in diesen Tagen.

Dieser Landstrich im so genannten Panhandle von Texas, mit seinen rostroten bis gelben Felsformationen aus Kalkstein, dem übermannshohen Dornengestrüpp, den Giftschlangen, Skorpionen, Pumas und blutrünstigen Indianern gleicht eher dem Vorhof zur Hölle und nur die Härtesten der Harten können hier überleben. Hier ist der Tod ein ständiger Begleiter und hinter jedem Strauch lauert Gefahr. Deshalb verstummt ihr Lachen jäh, als sich östlich von ihnen vor dem Hintergrund einer Felsengruppe die Silhouette eines Reiters im fahlen Licht des Mondes abzeichnet.

Es ist deutlich zu erkennen, dass der Mann in gebückter Haltung auf seinem Pferd sitzt, schwankend, scheinbar kraftlos. Bei jedem Huftritt droht er aus dem Sattel zu fallen. Krampfhaft hält er sich am Sattelhorn fest.

Sofort reißen Bill und Lee ihre Pferde herum und wollen dem Mann zu Hilfe kommen, aber Ben Allisons scharfer Ruf hält sie zurück.

»Moment mal Jungs«, sagt er hart. »Etwas stimmt bei dieser Sache nicht! Lasst mich kurz nachdenken ... dieser Pil-

ger da kommt mir nämlich irgendwie bekannt vor.«

»Was soll das, Ben?«, erwidert Bill ungeduldig. »Was gibt es da noch zu überlegen? Dieser Mann ist offensichtlich in großer Not und braucht unsere Hilfe. Was hast du gegen ihn, passt dir etwa seine Nase nicht?«

»Natürlich, die Nase!«, stößt Ben hervor und klatscht laut gegen das Leder seines Sattels, während ihn seine Begleiter ungläubig mustern.

»Würdest du uns bitte erklären, was dieses Gerede zu bedeuten hat?«, will Lee wissen.

Ben Allison nickt und zeigt mit der Rechten auf den verletzten Reiter. »Seht ihn euch doch einmal genauer an. Es gibt im ganzen Land nur einen Mann mit einer solch großen Nase.«

Erst nach diesen Worten scheinen Lee und Bill zu bemerken, dass der Mann in der Tat über ein außergewöhnlich großes Riechorgan verfügt. Allmählich beginnt es auch Lee Marlowe zu dämmern.

»Himmel, du hast recht, Ben. So einen Zinken hat nur einer: Big Nose Callahan. Bei Gott, da ist uns ja ein schöner Vogel ins Netz gegangen.«

Als sie den Mann trotz seiner Verletzungen mit einem Wurfseil am Pferd festgebunden haben, kennt auch Bill die Geschichte von Big Nose Callahan. Dieser ist ein notorischer Dieb, Räuber und Betrüger, der bei seinem letzten Überfall von einigen beherzten Bürgern schlimm angeschossen wurde. Auf seine Ergreifung ist eine Belohnung in Höhe von fünfhundert Dollar ausgesetzt.

Nachdem die Männer der Drei Balken Callahan beim Sheriff abgeliefert haben und wieder zurück auf der Ranch sind, haben sie sechsendreißig Stunden ununterbrochen im Sattel verbracht. Deshalb ist es kein Wunder, dass keiner von ihnen auch nur noch einen Handschlag macht, sondern stattdessen erschöpft auf der Veranda sitzt und seinen Gedanken nachhängt.

Gedanken, wie sie unterschiedlicher nicht sein können.

Die Ranch ist schuldenfrei, die Army zahlt uns über zweitausend Dollar für ein paar Rinder, die wir kostenlos in der Brasada zusammentreiben können und Sheriff Willingham wird noch einmal fünfhundert Mäuse dazulegen, nachdem wir ihm diesen Burschen vor die Füße gelegt haben. Yeah, denkt Ben Allison, heute ist wahrhaftig ein großer Tag für die Drei Balken. Jetzt scheint die Zeit gekommen, in der auch ich daran denken kann, mir das Leben um den Hals zu hängen.

Lee Marlowe hingegen ist in Gedanken bereits bei den Mädchen im Sechzehn Arschbacken Haus von Tascosa und malt sich aus, wie oft er wohl nun ein Bad nehmen, in seidener Bettwäsche schlafen und sich von den Girls den Bauch mit einer Feder streicheln lassen kann.

Bill träumt von einer Zukunft mit Frau und Kindern.

So unterschiedlich die Gedanken der Männer auch sind, sie haben alle eines gemeinsam.

Sie sind Cowboys, Männer, denen Besitz wenig, ein erfülltes Leben aber alles bedeutet.

Später einmal wird man sie als die ersten Hippies, Rocker, Poeten, Troubadoure und Haudegen bezeichnen, die allesamt ihrem eigenen Regenbogen bis ans Ende folgen werden.

Eine Tatsache, die für den zivilisierten Menschen von heute inzwischen zum Trauma geworden ist.

Der Renegat

Als die Nacht über das Land am Canadian-River fällt, bricht der Stier durch das Buschwerk, welches hier am Flussufer besonders dicht und hochgewachsen wuchert. Immer wieder hebt er die schweren Schultern, schüttelt seinen Schädel und wittert kampflustig in die Dunkelheit hinein. Aber nichts geschieht, tiefe Stille lastet über dem Land am Fluss, die nur vom Rauschen und Glucksen des Wassers durchbrochen wird. Deshalb trottet er jetzt gemächlich zum Canadian hin, beugt sich am Ufer vor und taucht sein Maul in die schlammbräunen Fluten.

Dieser alte Longhornbulle ist nicht nur ein gewaltiges Tier, sondern auch ein Einzelgänger. Von der Herde verstoßen ist aus diesem wilden Brasadarind ein Renegat geworden, der alles und jeden sofort angreift. Sein dunkelgraues, langhaariges Fell ist am Rücken mit Moos bedeckt und an der linken Flanke zerfetzt. Darunter ist eine große Wunde mit dunkelrotem, verschorftem Fleisch zu sehen, die vom Angriff eines Wolfsrudels oder eines Jaguars herrührt.

Dass dieser Bulle jetzt trotzdem am Ufer des Flusses steht und säuft, zeigt seine ganze Gefährlichkeit. Gewiss gibt es jetzt irgendwo im Land eine Raubkatze oder ein paar Wölfe, die regelrecht in den Boden gestampft oder von Hörnern durchbohrt wurden. Mit seinem tonnenschweren Körper, den stämmigen Beinen und den Hornspitzen, die mehr

als sieben Fuß auseinander ragen, ist er ein fürchterlicher Gegner und es gibt in der ganzen Brasada sicherlich keine Kreatur, die ihn besiegen könnte.

Außer ...

Mit den ersten Strahlen der Morgensonne treibt der zwölfjährige Lewis Kent den jungen Zuchtbullen und die sechs Milchkühe seines Vaters hinunter zum Canadian. Dort sollen sie den Tag über weiden, da sie in unmittelbarer Umgebung der Farm schon alles abgefressen haben und in diesem sonnenverbrannten Land die Gräser und Sträucher nur spärlich nachwachsen. Ab und an lässt er seine zurechtgeschnittene Weidenrute über den Rücken der Tiere tanzen, da diese seiner Meinung nach viel zu gemächlich zum Fluss trotten. Dabei hüpfert er neben den Rindern her und pfeift ein lustiges Lied.

Er hat auch allen Grund dazu, so froh gelaunt zu sein. Heute ist nämlich die Reihe an ihm, die Kühe zu hüten, während seine beiden Brüder zusammen mit den Eltern die Felder pflügen, Holz hacken und einen neuen Viehzaun bauen. Während er also am Fluss liegen wird und mit einem Auge nach den Rindern sieht, indes er seine Angelschnur nach Katzenfischen auswirft, schindet sich der Rest der Familie den Rücken krumm. Denn die glühende Sommersonne der Brasada hat den Boden hartgebacken und das wenige Holz steinhart werden lassen. Deshalb ist es eine wirkliche Schinderei, den Boden zu brechen.

Bei dem Gedanken an seine Brüder verzieht Lewis Kent seinen Mund zu einem schadenfrohen Grinsen. Aber nur

für einige Sekunden, denn kaum hat er mit den Tieren jene seichte Stelle am Fluss erreicht, an der die Rinder gefahrlos saufen können, verwandelt sich sein Gesicht in eine Fratze voller Angst und Schrecken.

In seinem Rücken ertönt nämlich ein gewaltiges, gutturales Brüllen.

Als er den Kopf dreht, sieht er einen riesenhaften Longhornbullen, der schnaubend und stampfend direkt auf ihn zukommt. Trotz seiner jungen Jahre verfällt er aber nicht in Panik. Dazu haben ihn die Jahre in der Brasada zu hart gemacht. Nach einem kurzen Rundumblick wirft er sich mit einem mächtigen Satz in die Fluten des Canadian. Es ist die einzige Möglichkeit, den stampfenden Hufen des rasenden Bullen zu entkommen.

Davonlaufen kann er nicht, der Stier hätte ihn sicherlich nach fünfzig Yards eingeholt. Und ein Baum oder einen Felsen, auf den er klettern könnte, gibt es hier weit und breit auch nicht. Also entscheidet er sich für das Wasser, zumal er ein ausgezeichneter Schwimmer ist.

Obwohl das Wasser des Canadians durch die Wärme der Sonne beinahe handwarm ist, überzieht ihn jetzt doch eine Gänsehaut, als er das Schauspiel beobachtet, welches ihm der wilde Stier nun bietet.

Aus vollem Lauf heraus springt er den Zuchtbullen der Kents an.

Ihre Schädel prallen mit solcher Gewalt gegeneinander, dass es weit über den Fluss hallt. Einen Moment verhaken sich die Hörner und es sieht so aus, als könnte die Kraft des jungen Kentbullen den alten Renegaten zurückwerfen. Aber dann dreht ihn dieser mit einer plötzlichen Wendung seines tonnenschweren Körpers zur Seite und stößt dem

Jüngeren mit aller Kraft die Hörner in den nun offen dargebotenen Bauch. Mit einem schmatzenden Geräusch zieht der Renegat sein Horn an dem Leib seines Gegners entlang. Dieser fällt zu Boden und stößt einen lang gezogenen Sterbensschrei aus, während ihm die Gedärme aus der aufgeschlitzten Bauchdecke quellen. Mit einem triumphierenden Schnauben wendet sich der Renegat ab und bespringt eine der Kühe, während der verletzte Kentbulle inmitten einer Lache aus gelblich weißem Schleim, Blut und Innereien zuckend verendet.

Beißender Tabaksqualm und verbrauchte Luft schlägt Ben Allison entgegen, als er Dunn's Saloon betritt. Es riecht nach Schweiß, Sattelleder und Rindern. Überall an den Tischen sitzen hartgesichtige Männer, die von Sattelarbeit und dem entbehrungsreichen Leben in der Brasada gezeichnet sind.

Als Ben an die Theke kommt, richten sich alle Augen auf ihn.

Man wartet, bis er sein bestelltes Bier in die Hand nimmt, das Glas an die Lippen führt und sich mit einem großen Schluck den Staub der Brasada hinunterspült. Nachdem er sich mit einem zufriedenen Seufzer den Schaum von den Lippen gewischt hat, erhebt sich einer der Männer von seinem Stuhl.

»Wie ich sehe, ist auch die Drei Balken unserer Einladung gefolgt ist. Damit sind wir dann wohl vollzählig, also lasst uns beginnen.«

Kaum hat der Mann ausgesprochen, als sich auch schon

ein weiterer der Anwesenden zu Wort meldet. »So geht es nicht mehr weiter«, ruft er erregt aus und springt ungestüm hoch, während hinter ihm sein Stuhl zu Boden poltert. »Dieses Vieh hat vorgestern meinem besten Zuchtbulle den Bauch aufgeschlitzt und ihn danach regelrecht in den Boden gestampft. Wenn mein Sohn kein so guter Schwimmer wäre, hätte diese Bestie sogar ihn umgebracht. Wir müssen endlich etwas gegen diesen Renegaten unternehmen.«

Beifälliges Gemurmel wird laut.

»So sehe ich das auch«, sagt ein anderer Mann. »Solange dieser verrückte Bulle da draußen noch frei herumläuft, ist keiner mehr seines Lebens sicher. Ein paar umherziehende Comanchen haben mir erzählt, dass er jetzt sogar schon Menschen angreift. So kann es wirklich nicht mehr weitergehen. Da stimme ich Aaron Kent völlig zu.«

Ben Allison nickt zustimmend.

Er kennt solche von der Herde ausgestoßenen Bullen und weiß deshalb um die Gefährlichkeit dieses sogenannten Renegaten. Er weiß aber auch von den Schwierigkeiten, einen solchen rastlos umherziehenden Bullen zu stellen. Jeder der hier anwesenden Männer kämpft tagtäglich um das Überleben seiner Ranch, da bleibt keine Zeit, um Tage oder gar Wochen hinter einem verrückt gewordenen Longhornbulle herzureiten.

»Wie soll es jetzt weitergehen?«, fragt er deshalb.

Ein drahtiger Mann, dessen Haut an die Farbe alten Kupfers erinnert, erhebt sich.

Sein Name ist George W. Littlefield, er ist fünfunddreißig Jahre alt, ein ehemaliger Captain der Texas-Ranger und jetzt Besitzer der riesigen LIT-Ranch.

»Es dürfte wohl jedem von uns klar sein, dass es so nicht weitergehen kann. Dieses verrückte Vieh hat bereits jetzt einen Schaden angerichtet, der in die Tausende geht. Keine Frage, der Bulle gehört weg, aber wer soll sich darum kümmern? Keiner von uns kann es sich leisten, wegen der Jagd auf diesen Renegaten seine Ranch längere Zeit unbeaufsichtigt zu lassen. Dazu gibt es hier in der Gegend immer noch viel zu viel weißes oder rotes Gesindel.«

»Das stimmt, aber hast du auch eine Idee, wie wir das Problem lösen können?«, will Aaron Kent wissen.

Littlefield nickt bedächtig. »In meiner Eigenschaft als einer der Vorsitzenden der hiesigen Viehzüchtervereinigung würde ich vorschlagen, dass wir aus dem Fond, in den wir alle einzahlen, eine gewisse Summe, sagen wir einmal einhundertfünfzig Dollar, entnehmen und sie als Belohnung für diesen Bullen auszusetzen.«

Einen Moment lang herrscht Schweigen, dann pfeift Kent laut und vernehmlich durch die Zähne. »Ist das nicht ein bisschen zu viel? Einhundertfünfzig Mäuse sind ja fast das halbe Jahresgehalt eines guten Cowboys.«

Zustimmendes Gemurmel erfüllt den Saloon.

»Was wollt ihr sonst anbieten? Mit einem Nasenwasser lockt ihr keinen Mann hinter dem Ofen hervor«, gibt Littlefield zu bedenken.

»George hat recht«, mischt sich nun Ben Allison in das Gespräch ein. »Sicherlich sind einhundertfünfzig Dollar viel Geld, aber ihr müsst die Sache auch einmal von einer anderen Seite aus betrachten. Fast jeder von euch hat einen oder zwei Zuchtbullen auf der Weide, die unter Brüdern gut und gerne ein paar Tausender wert sind. Was bleibt davon noch übrig, nachdem der Renegat eure Stiere in den

Boden gestampft hat?«

Damit ist alles gesagt. Es vergehen keine fünf Minuten, bis man einstimmig beschließt, die Belohnung öffentlich bekannt zu geben.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, rollt ein einspänniger Kastenwagen von Norden her über den ausgefahrenen Karrenweg, der nach Tascosa führt. Der Wagen wird von Betty Kent gelenkt, neben ihr auf dem Kutschbock sitzt ihr jüngster Sohn Lewis. Obwohl sie mit ihrem Gemüsegarten, den Hühnern und dem, was die Natur ihr an Wild, Beeren und Kräutern bietet, die Familie gut und abwechslungsreich ernähren kann, gibt es dennoch einige Dinge, die man nicht anbauen oder selber herstellen kann, die man einfach ständig dazukaufen muss.

Dazu zählt die Munition für ihre Gewehre ebenso wie Nägel, Salz, Kaffee oder die bei den Kents so heiß begehrten Dosenpfirsiche. Während sich also ihr Mann mit den beiden anderen Söhnen um die Ranch kümmert, ist sie mit Lewis auf dem Weg zum monatlichen Großeinkauf im Store von Tascosa.

Allerdings wird diesmal der Einkauf im Merchandisestore der Greene Cattle Company dürftig ausfallen. Es wird nur das Allernötigste mitgenommen. Für Sachen wie Süßigkeiten, einen Ballen Stoff oder eine Flasche Whisky ist seit dem Verlust ihres Zuchtbullen kein Geld mehr vorhanden.

Deshalb ist ihr Gesicht auch ziemlich verkniffen, während sie den Wagen nach Tascosa lenkt und zum wiederholten

Mal jene Bestie verflucht, die sie beinahe in den Ruin getrieben hat.

Plötzlich reißt sie ein wilder Hufschlag jäh aus ihren trüben Gedanken. Sie zügelt das Pferd und bleibt abwartend auf dem Bock sitzen, während sie in jene Richtung blickt, aus der die Hufgeräusche kommen. Zunächst ist nur eine kleine Staubwolke über den nahen Hügeln zu sehen, aber schon einen Atemzug später kann die Rancherfrau deutlich erkennen, wer da auf sie zukommt.

Es ist weder ein einzelner Reiter, noch ein aufgeschreckter Proghornbock, sondern es ist jener Longhornbulle, den man den Renegaten nennt.

Mit erschreckender Gewalt stürmt er geradewegs auf Betty Kent und ihren Farmwagen zu.

Kalter Schweiß überzieht beim Anblick des tonnenschweren Bullen das Gesicht der Frau. Ihre Handflächen werden feucht, das Blut rast durch ihre Adern und das Herz schlägt ihr bis in den Hals hinauf. Das Gespannpferd beginnt angstvoll zu wiehern und bäumt sich auf. Es ist nur noch eine Frage von Sekunden, bis das Tier samt der Rancherfrau vor lauter Angst verrückt wird.

Der Renegatenbulle stößt indes ein triumphierendes Schnauben aus und stürmt, Kopf und Schwanz gesenkt, unaufhaltsam und wuchtig auf den Wagen zu.

Und in diesem Moment geschieht es.

Donnernd entlädt sich neben Betty Kent jene alte Sharpsflinte, die ihr Mann zur Sicherheit ständig unter der Kutschbank des Wagens liegen hat. Die Kugel gräbt sich genau zwischen den Augen in den Schädel des verrückten Bullen. Ein brennender Schmerz durchfährt den Stier. Blut schießt aus seiner Nase und ein Zittern geht durch seinen

massigen Körper.

Dann fällt er einfach zur Seite und stirbt.

Als Betty Kane neben sich blickt, erkennt sie, wie ihr jüngster Sohn unter Tränen das rauchende Gewehr zu Boden senkt. Obwohl die Gefahr nun vorüber ist, beginnt auch sie jetzt zu weinen.

Mit einem lauten Schluchzen nimmt sie Lewis in den Arm.

ENDE

Literatur:

- Thomas Jeier, *Treibt sie nach Norden*
- H.J.Stammel, *Der Cowboy von A bis Z*
- Dietmar Kügler, *Der Sheriff*
- H.J.Stammel, *Die Stunde des Cowboys*

